

UNGARN

V. JAHRGANG, 1944

MÄRZHEFT

ALEXANDER MÁRAI :
GOETHE

LADISLAUS CS. SZABÓ :
EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE
KULTUR

LADISLAUS HANTOS :
GEFÜGE UND LAGE DER UNGARISCHEN WIRTSCHAFT

vitéz KOLOMAN BECSKE :
VERKEHRSPROBLEME DER STADTREGULIERUNG
BUDAPESTS

NIKOLAUS WESSELÉNYI
ÜBER DAS UNGARISCH—DEUTSCHE VERHÄLTNIS VOR
HUNDERT JAHREN

GYULA KRÚDY :
EINE REISE ZUM ÄRMSTEN VOLK VON EUROPA

GEDICHTE VON J. ERDÉLYI UND J. BERDA

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKANSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FÁY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARANYI, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

GOETHE

VON ALEXANDER MÁRAI

Als ich mit zwanzig Jahren zum ersten Mal in dem musealen Empfangszimmer des Weimarer Hauses stand, ahnte ich nicht, daß ich bei dem mächtigsten und zärtlichst verehrten Freund meines Lebens Besuch machte. Ich war zwanzig Jahre alt, als ich in Weimar ins Goethehaus, dann ins Gartenhaus ging, wie man zu einem Denkmal geht: man lüftet seinen Hut, begafft es ein wenig und macht sich davon. Dieses Denkmal aber beugte sich herab, zog mich am Ohr und ließ mich nicht mehr fort. Was konnte ich auch in dieser Zeit von Goethe gelesen haben? Die Italienische Reise und was man in der Schule zu lesen hat. Und vielleicht hatte schon durch eine Faustvorstellung etwas wie eine Botschaft für mich aufgeleuchtet, die für mich freilich erst viel später, nach Jahrzehnten, verständlich zu werden begann. Goethe kann man sich nicht aus dem Stegreif nähern. Die Jugend vermeidet ihn lustlos als wässerigen Klassiker, dessen Pathos sich in gekünstelten Rhythmen bewegt. Gewiß ist Goethe nicht flammend und donnernd wie Schiller. Der Zwanzigjährige, Dreißigjährige empfindet Goethes Temperament als fremd, und Deutschland war in der Tat jung, es war zwanzig Jahre alt oder kaum dreißig, als diese Seele zu sprechen begann. Welch erregte, gespannte Stille folgt seinen Worten. Schiller konnte man Beifall klatschen, Goethe mußte man schweigend zuhören. Eines Tages kam ich in Weimar an und machte bei dem Dichter meine Aufwartung. Schließlich hat man doch eine gute Kinderstube gehabt. Ich werde meine Visitenkarte beim Pförtner abgeben — dachte ich — und fahre dann mit dem Abendzug weiter nach dem farbenfrohen, westlich gearteten Frankfurt, das Goethe, nachdem er dort das Tageslicht der Welt erblickt hatte und in seinen Mauern aufgewachsen war, durch ein langes Goethisches Leben so sorgsam vermied — sorgsam, wie es nur ein Genie tun kann, das weiß, daß Familie, Verwandtschaft und Geburtsstadt ein gefährlicher Zauberkreis sind, den man lieber aus der Ferne feiern soll und den es ratsamer ist, nur von weitem zu bewundern. So dachte ich. Allein der Besuch wurde schicksalhaft: Monate vergingen und ich verbrachte meine Zeit noch immer in Weimar. Noch ein Jahrhundert nach seinem Tode verlieh Goethes Persönlichkeit dieser Kleinstadt eine unbegreifliche Anziehungskraft. In Weimar lebt man auch heute noch so, als könnte man befürchten, daß irgend ein Wort, eine falsche Ansicht zu Ohren seiner Exzellenz kommt... Das ganze Deutschtum lebt so seit hundert Jahren gefesselt und verzaubert in seinem Bannkreis, gleichzeitig aber auch in ständiger Auflehnung gegen den Geist, der stets über alles hinauswuchs: über Familie, Geburtsstadt, Vater und Mutter, dann über die größere Familie, das Deutschtum und schließlich auch über die Grenzen des Menschlichen und Irdischen hinaus. Mit seinen letzten Worten, den orphischen Versen, berührt er bereits über die Schranken des

Verstandes hinweg die Grenzen des Weltalls. Ein Mann dieser Art ist nicht nur als Landsmann unbequem — und dies war er den Deutschen gewiß, sowohl im Leben als auch im Tode — sondern noch über das Leben hinaus in seiner Unsterblichkeit. Ein Geist dieser Art bleibt ewiger Augenzeuge, er schaut dem engeren und weiteren Familienkreise selbst von der Ewigkeit aus auf die Finger. Goethe ist gewiß nicht der bequeme »Lieblingsschriftsteller«, den man in seinem Bücherbord aufbewahrt und bei dem man sich in Hausjacke und Pantoffeln Rat holen oder sich ergötzen kann. Goethe wird, wenn er einmal in unser Leben eintritt, — und welches geistige Leben könnte sich in der abendländischen Welt vor der Sendung der Seele verschließen? — oberster Richter und beunruhigender Gefährte. Wer von Goethe gelernt hat, die Welt, den Menschen und das Übermenschliche in Augenschein zu nehmen, wird sich mit den natürlichen Grenzen des menschlichen Geistes nie mehr friedlich abfinden.

Weimar strahlt auch heute noch Goethes Persönlichkeit aus. Ängstlich späht der Spaziergänger an jeder Straßenecke um sich, ob ihm nicht seine Exzellenz entgegenkommt. Hier ist ein Frack von ihm, dort eine Diamantauszeichnung, ein Kamm, ein Brief, ein Manuskript. Der leibliche und individuelle Ausdruck solcher Persönlichkeiten verschwindet nur langsam aus der Welt. Hundert Jahre, was bedeuten sie für Goethes Persönlichkeit? . . . Vielleicht hat er sich nur eben ausgestreckt und lässig im Grabe umgedreht. Mein Weg, der vag, aber vom Instinkt geleitet war, führte von der Persönlichkeit Goethes zu seinem Werke. Gibt es noch ein zweites menschliches und geistiges Phänomen dieser Art in der abendländischen Geisteswelt, ein Phänomen, in dem Mensch und Werk auf so erschütternde Weise eins wurden? Die größten Schriftsteller und Dichter erleben und erhalten in ihrem Werke den Lebensüberschuß, durch den ihre Gestalt plastisch wird. Shakespeare ist im Macbeth mehr als im Leben, Johann Arany lebt in dem geistigen Erbe, das er uns hinterlassen hat und nicht in Nagyköros oder im Sekretariatszimmer der Akademie der Wissenschaften. Allein Goethe lebt immer weiter, im Leben wie in seinem Werke, mit jener merkwürdigen Doppelheit und Identität, die nur für das Goethesche Sein bezeichnend ist; denn sein Werk ist aus dem Stoff der Welt, nicht nur aus Worten gebaut. Es gibt Verse von ihm, in denen die Äonen schimmern — ein organischer Stoff aus dem All. Langsam ist der Weg, der zu Goethe führt. »Werther« hat eine Welt zum Rasen gebracht, Napoleon ebenso wie die zeitgenössischen Schöngeister, die sich nach dem Beispiel des Romanhelden eine Kugel durch den Kopf jagten. Auf diesen sonderbaren Erfolg kam bis zur Italienischen Reise eine widerstrebende, ängstliche Aufmerksamkeit und verhältnismäßige Stille. Als der vierzigjährige Goethe aus Rom zurückkehrte, fühlte die Welt auf einmal, daß eine Kraftquelle zu wirken begann, wie vielleicht nie zuvor in ihr. Und ebenso wie vor hundert Jahren findet der einzelne Mensch, der Leser, auch heute seinen Weg zu Goethe: unsicher, zurückschauernd, manchmal auch gelangweilt, doch immer wieder von neuem der furchtbaren Anziehungskraft folgend, die ihm aus dem Ganzen seiner Persönlichkeit und seines Werkes entgegenströmt.

Es ist gewiß kein Zufall, daß dieser Mensch von den Gesteinen, dem menschlichen Knochenbau, der Erscheinung der Farben, von der mensch-

lichen Sprache, der klassischen Philosophie und der Kunst wußte, und zugleich auch etwas von dem übermenschlichen Sein. Goethe ist der einzige Mensch in der Weltliteratur, ja der einzige unter allen schöpferischen Menschen, der sein Leben und seine Schöpferkraft bewußt regelte: er schraubte die Flamme, die in ihm brannte, deren Licht den menschlichen Horizont über die bekannten Grenzen hinaus beschien, bewußt zurück oder ließ sie auflodern. Er wußte, daß sich das schöpferische Genie meist vor der Zeit verbraucht. Daher gab es bei ihm Perioden, lange Jahre, in denen er den sonderbaren Strom, der seinen Geist heizte, gleichsam ausschaltete. In solchen Zeiten kamen die Knochenlehre oder die Gesteine, die Reise, die Zeit der Dramaturgie oder eine Liebe. Alle sechs, sieben Jahre flammt diese Seele auf, mit ihrer ganzen Schöpferkraft — dann kommen die scheinbar ruhigen Folgen von durchforschenden, ordnenden, bearbeitenden Perioden. Die Glut, die in der Tiefe seiner Seele brannte, pflegte er in diesen Jahren heimlich zu schüren. Goethe war schlaue wie ein Gott, der weiß, wie man mit dem Stoff umzugehen hat. Mit heiterer Geduld nahm er die Menschen in Kauf, wie einer, der weiß, daß auch Dummheit und unvernünftige Leidenschaft an der Welt mitformt. Schwärmer traten stotternd vor ihn, erwarteten das erlösende Goethe-Wort, und mußten nach einigen Augenblicken bemerken, daß nur sie noch sprachen, und zwar darüber, worauf sie sich verstanden: also nicht über Literatur, sondern über ihr Handwerk, wie z. B. über Lebensversicherung, während Goethe schwieg, zwinkerte und beobachtete. Schließlich war es immer er, der dabei etwas gelernt hatte. Aber auch die Sterne beobachtete er so und ließ sie zu sich sprechen, und als der richtige Augenblick gekommen war, antwortete er ihnen.

Das Leben wird allmählich von Goethe erfüllt. Ich kenne zwei Dichter der Weltliteratur, die in Augenblicken des Zweifels, der Erschöpfung, ja der Verzweiflung, unversieglige Kraft und Trost spenden und von denen jeder uns gleichsam versichert, daß es über die furchtbaren Irrungen und Grausamkeiten des Lebens hinaus auch etwas Ewiges und Sicheres in der Welt gibt. Diese beiden Dichter sind Johann Arany und Goethe. Der eine von ihnen ist der Künstler der ungarischen Sprache, des erhabensten Wunders für mich. Der andere ist Goethe, der Künstler der Vernunft. Allein es braucht Zeit, bis der Leser begreift, daß Goethe nicht das kalte Wunder, nicht der klassische Pädagog ist, sondern das flatternde, brennende Phänomen, das Phänomen des ewigen Loderns des Weltalls in einen menschlichen Planeten eingeschlossen. Langsam wandern wir vom Werther über die Gefilde der Italienischen Reise, über Dichtung und Wahrheit, die Wahlverwandschaften, die Dramen, die Schriften zum Drama und Studien nach den Höhen, von wo von irgend einer Felsenklippe des Faust oder der orphischen Verse die Flamme des Goetheschen Weltbildes aufleuchtet, des Weltbildes, das in seinem eigenen Feuer verbrennt um sich wieder zu erneuern. Es gibt keinen leidenschaftlicheren Dichter als Goethe. Und in der Tat lodert diese Leidenschaft nicht nur in den tändelnden Versen des Westöstlichen Divan mit blendendem Licht, sondern auch in den Zeilen und Augenblicken, in denen diese nüchternste Seele mit blassem Lichte zu glühen beginnt, weil sie sich mit dem Weltgeist berührt. Goethe war dem Urstoff der Welt noch nahe. Dieser wunderbare Beobachter und sachliche Betrachter hat nicht ohne Grund Instru-

mente, Brillen und alles gehaßt, was »Technik« ist : er wußte, daß der Mensch zur Beobachtung des Urstoffes der Welt ein natürliches Instrument besitzt, die menschliche Seele und das menschliche Organ, die aus der Urseele und dem Urstoff geformt sind. War er unterwegs, so stieg er aus dem Wagen, um ein seltenes Gestein ins Auge zu fassen, bückte sich nach dem Unkraut am Weg, und es gab keine menschliche Erscheinung, Krankheit, Not, Geschwür oder Schrecknis, von der er sich abgewandt hätte. Dann aber schaute er hinauf zu den Sternen. Er sah die französische Revolution, die Kriege Napoleons, er sah den Menschen in seiner größten Herrlichkeit und in seinem Elend : er beobachtete ihn aufmerksam, dann wandte er sein Antlitz Gott oder einem Gestein zu. Er war nicht rührselig. Aber niemand beugte seine Seele so tief vor der menschlichen Leidenschaft, wie Goethe. Er wußte, daß das größte Übel auf Erden die Ungerechtigkeit ist. Dies hat er auch ausgesprochen. Aber er wußte, daß es noch etwas Schlimmeres gibt als Ungerechtigkeit : die Unordnung. Auch dies sprach er aus. Er war mutig, denn er konnte schweigen, als alle jubelten, und er schrie, als die Völker ihre Kinderkrankheiten durchmachten. Leben und Tod betrachtete er als Ganzes. Er war mutig, denn er konnte sprechen, als jeder vor Angst und Entsetzen schwieg. Er überlebte seine eigenen Leidenschaften, die Aufgaben seines Geistes, und wußte, daß die Lebenskraft ein göttliches Geschenk ist. Allein er wußte auch, daß wir Menschen sind, und daß wir nicht ohne Leidenschaft und Betäubigungsmittel leben können. Mit zwanzig Jahren vermochte er die ewige und einfältige Tragödie zwischen Mann und Frau mit kalten Augen zu betrachten, und konnte mit vierundsiebzig Jahren mit der Schwärmerei eines Studenten in einen Backfisch verliebt sein. Er wußte, daß die Liebe, wie die Schöpfung, eine zyklische Erscheinung im menschlichen Leben ist, und wartete seine Zyklen mit Geduld ab. Er sah seine Umgebung genau, und kannte die kleine Welt, in der er lebte, doch beobachtete er von dieser kleinen Welt aus achtzig Jahre hindurch die große und unendliche, mit der er unmittelbar verbunden war. Und wie sich sein wunderbares Leben formte, so gestaltete sich auch das Werk, und im Hintergrund entstand als mythische Dekoration die Nebelburg des Faust. Er starb, indem er Buchstaben in die Luft schrieb.

Was war er? Sagen wir schlicht : »Er war Dichter«. Einst bezeichnete dieser Begriff einen Rang. Heute kann der Dichter Steuersubjekt, Modelheld oder politischer Agent sein. Goethe war noch in dem Sinne Dichter, wie das Wort, das Verbum anfangs eine Welt schaffende Kraft war. Heute, als die Oberfläche der Welt einzustürzen scheint, wo Steine und Ideen in der vom Feuer beleuchteten Nacht fliegen und wo auch das Geburtshaus Goethes in Frankfurt und sein Gartenhaus in Weimar vom Krieg zerstört ist, strecken wir unsere Hand in der dunklen, blinden Nacht nach Goethe aus. Stets ist er mit uns, auch in dem Augenblick, in dem die Trümmer der zusammenstürzenden Kathedrale eine Kultur begraben. Die Gedichte, in denen er zu Prometheus und Kronos sprach, überleben die europäischen Nächte, die im dunklen Feuer glühen. Und wenn von Europa nichts anderes bleibt, als einige Geister — Johann Arany, Shakespeare und Goethe — so werden auch jene, die nach uns kommen, unter den Trümmern nicht ohne Heimat und Gefährten sein.

EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR*

VON LADISLAUS CS. SZABÓ

SPARTA AM SPREEUFER

Ich kam an einem Abend in Berlin an, durch die herbstrotten böhmischen Wälder, und sollte die deutsche Devisenwirtschaft studieren. Der Kraftwagen fuhr durch das Brandenburger Tor, ich ließ das Fenster hinab, horchte hinaus und blickte in die vorbeihuschenden Wagen. An diesem Tag war Deutschland aus dem Völkerbund getreten. Die Stadt hatte die Nachricht zur Kenntnis genommen, ohne mit einer Wimper zu zucken. Nur das Rad planschte im Regen. Der Wagen hielt vor dem Collegium Hungaricum. Am anderen Tag begann ich meine Runde in den Berliner Banken. Noch in der Nacht ordnete ich meine Papiere; ich hatte eine Menge »Außenhandelsblankette« bei mir. Ich rechnete in Berlin auf fünf-sechs saure Regentage.

Allein, da ereignete sich etwas vor dem geplanten Rundgang. Es war nichts weiter, als daß ich zum Fenster hinausblickte. Ob ich wohl am rechten Ort bin? — dachte ich stutzend. Linker Hand, kaum einen Steinwurf weit, ratterte ein Schnellzug zwischen den Häusern hervor, polterte hoch über der Straße dahin, sein weißer Rauch schlug gegen die Mauern der Häuser. Dieses Bild hätte noch zu jenem Berlin gepaßt, wie ich es dem Hören-Sagen nach kannte. Aber der Rauch traf auch die kahlen Wände des Pergamonmuseums. Und weiter rechts, dort oben umwirbelte er zwei pferdebändigende Jünglinge. Bin ich am rechten Ort? Fast hatte es den Anschein, als wäre ich anstatt zum Studium des deutschen Bankwesens zu dem der Apollo-Bank von Delos gekommen. Das Fenster ging auf eine angerußte, neblige, mediterrane Welt. Als wäre die Welt Homers und Ossians — mit Wasserfarben gemalt — in eins verschwommen. Dies muß ich näher ansehen, dachte ich neugierig.

Das Collegium steht hinter der Universität. Leimige, fahle Blätter wirbelten durch die Luft, triefend naß standen die Bäume, es weinte der Sumpf, in den man die Pfähle Ur-Berlins niedergerammt hatte. Zwei Gelehrte standen im Garten der Universität, aus Stein, ohne Sockel, in gleicher Höhe mit mir. Unwillkürlich griff ich nach meinem Hut. Es scheint, als könnten die Männer sich durch Standbilder ohne Sockel ein größeres Ansehen verschaffen, als hoch über uns stehend. Man sieht nicht ihre Fersen, sondern ihre Stirnen, mit denen sie sich die Unsterblichkeit errangen. Mit diesen Gedanken kam ich Unter den Linden an.

* Vgl. Juli-, September- und Novemberheft 1943.

Aber was ist denn das hier? Von hinten ein römisches Bollwerk auf der Limes, von vorne das Grab Leonidas'. Vier Eckbasteien hielten die rötlichen Mauern zusammen; vorn, in der dorischen Säulenhalle standen zwei Soldaten mit gespreizten Beinen und geschulterten Gewehren. Dieser kleine, düstere, altertümliche Quaderbau war das erste Meisterwerk Schinkels: die Neue Wache. Der unbekannte Soldat ruht darin. Ich hatte das Gefühl, er sei im Kampf gegen die Perser gefallen.

Dieser Teil der Stadt wird auch Forum Fridericianum genannt; Universität, Aula, Oper, Hedwigskirche, das Palais des Kronprinzen, Schloßwache, Arsenal, Rauchs Freistatuen stehen hier zusammengedrängt. Wissenschaft, Kunst und Strategie. Und vor dem Platz reitet Friedrich, mit krummem Rücken und dem Dreispitz auf dem Kopf.

Vom preußischen Forum führt eine Brücke auf die Spreeinsel. Auf der Brücke sterben spartanische Helden in den Armen Nikes und Pallas Athenes. Sie hießen: Abbt, Körner, Marwitz, Prinz Louis von Preußen, und hatten bei den Totenkopfhütern gedient. Jenseits der Brücke zur Linken steht das alte Museum. (Museum und Brücke sind Schinkels Werke). Dem Gesims entlang reihen sich die Adler des Zeus, hinter ihnen auf dem zurückgeschobenen Dach bäumen sich zwei griechische Rosse. Dies sah ich aus dem Fenster. Wieder sauste ein Zug hinter dem Museum vorbei. Doch war er jetzt dem herauschten Dionysos gleich, der anstatt des Rauches seinen behänderten Thyrsosstab an den Wänden schwappt. Unterdessen aber wimmerte der Rauch leise, und die Luft war voll Ruß, wie in einem verwünschten Griechenland, das die zürnenden Götter samt und sonders Hephaistos hinstießen. In der Tat, der Schutzgott dieser Stadt kann nur Hephaistos sein. Während sich die Götter vergnügen, hämmert er schwitzend die Panzer für die trojanischen und persischen Feldzüge.

Ich stand auf dem Platz und ein Jahrtausend zog an mir vorbei. Ein Volk brach in Trier auf, unter dem römischen Tor; es kam aus Aachen: dem Hof Karls des Großen; aus Köln: von den Gebeinen der drei Könige; aus Frankfurt: der Fähre über den Rhein. Und es zog durch die rauschenden Wälder und die frischen Rodungen gegen Osten, mit halbwilden Völkern ringend, kämpfend, sich mit ihnen vermählend, und auf seinen Wegen zu den riesigen Sümpfen und Steppen, zu den skythischen Amazonen war ihm plötzlich in dem Herzen eine Handbreit Hellas erblüht. Doch nicht das sanftmütige, milde, den Mädchen am Brunnen Flöten spielende Hellas, sondern die unbändige, entschlossene, hartnäckige kleine ägäische Halbinsel, die ihre Brust den persischen Kriegswagen hinhielt.

Das Berlin, in dem ich stand, wollte durch die Seele eines kleinen antiken Volkes verklärt werden. In den napoleonischen Kriegen besann es sich auf sich selbst, Freiheitskämpfe waren seine Wiege, da konnte es sich denn gar kein anderes Vorbild wählen. Xerxes wurde durch ein kleines Volk gedemütigt, Philipp II. von einer Bettlerschar in das Meer gedrängt, und ein Bauer war es, der dem Vogt in der Schweiz das Herz durchschloß. Die Geschütze des neuen Xerxes, des neuen Philipp erdröhnten an der Elbe, und kaum vergingen einige Wochen, saßen bereits neue Geßler in der Berliner Oper. Wortlos blieb der Theaterdirektor mit einem

weißen Rosenstrauß in der Hand vor der Bühne stehen, und wortlos, mit Tränen in den Augen standen die Zuschauer auf: alle wußten, daß die schöne Königin auf der Flucht ihren Geburtstag hat. Da wurde die preußische Stadt zu einer griechischen, weil eben die Griechen den Freiheitskampf erfunden hatten. Noch einmal erlebten sie die Sage des Herodotos: den ersten Kampf Europas mit Asien, den Sturm der asiatisch-persischen Willkür gegen persönliche Freiheit. Europa und das europäische Selbstbewußtsein wurden in jenem antiken Kampf geboren. In diesen traurigen Jahren erlebten die Preußen die Geburt Europas wieder, und unter allen griechischen Nachahmungen war ihre die menschlichste, weil sie nicht schöngeistige Sehnsüchte, nicht Stilreformen, nicht verwandtschaftliche Eitelkeit, sondern das leidende Vaterland, die verwundete, verletzte Freiheit zu Griechen machten. Stil und Form dazu entlehnten sie erst später, als die lodernen Tage des Erlebens vorbei waren. Noch bevor sie das Gesimse abgemessen hätten, den Architrav, den Giebel und den Abstand zwischen den Säulen, stählten sie ihre Seelen auf dem Scheiterhaufen von Marathon. Auch darin waren sie echte Griechen. (Gelangten doch auch die sterbenden Krieger von Marathon erst nach dem Perserkrieg als plastischer Schmuck auf antike Tempelmauern!) Vor etlichen Jahren noch war der Bronzezeifer des Schinkelschen Pegasus auf dem Maul der Rosse echter blutiger Schaum: in den Schlachten von Jena und Leipzig bliesen sie ihn auf Gebiß und Zügel. Das arme, schlichte, enthaltsame, fastende Land konnte sich kein anderes Vorbild wählen, als das arme, karstige, enthaltsame kleine Griechenland, das durch die persischen Kriege Europa den ersten Freiheitskampf vererbte, und uns in Attika, Sparta und Sizilien die erste europäische Kunst vermachte.

Was ich da schrieb, schrieb ich mit meinem heutigen Verstand. Auf den ersten Blick war ich viel zurückhaltender; — *ode Nachahmung* — dachte ich mißtrauisch. Da ist doch unsere Nachbildung schöner, unser Zeitmaß straffer, in unserem Wein sind der echten Beeren mehr. Der neue Xerxes hatte die Preußen nur auf einen Augenblick auf die griechische Seelenhöhe erhoben, oder auf die großartige Formel, die wir dafür halten; wir aber hatten uns seit Jahrhunderten stets und immer wieder mit unserem Sehnen und Verlangen hineingestürzt.

Auf meiner nächsten Reise aber sah ich Berlin und München unmittelbar hinter einander. Nur eine Nachtfahrt trennte mich von den beiden Städten. Und da trug sich etwas sonderbares zu. Das »häßliche« Berlin verschönte sich im »schönen« München. Ich sah es verschönt, weil ich fühlte, daß hinter der Nachahmung der Griechen eine eigenständige Wahrheit steckt. Ich erfüllte die Seele im schwarz gewordenen, russigen, nebligen Sparta, das nach den Freiheitskriegen die Vollendung seiner Befreiung in der Kunst erfuhr, durch die Schöpfungen Schinkels, Schadows und Rauchs. Die Volksbefreiung füllte den Schinkelstil mit Seele; auf die sterbenden Jünglinge auf der Spreebrücke hätte die Husarenuniform herrlich gepaßt. Denn es ist keine Nachahmung mehr, wenn ich vorher mein Blut für die Ideen gebe, denen ich nachstrebe. Schon bin ich dem Vorbild gleichgestellt. Der Weg vom Brandenburger Tor bis zum Forum Fridericianum und von hier bis zum alten Museum ist nur 1000 Schritt weit, aber auf dieser kurzen Strecke beschworen die

Gegner Xerxes-Napoleons zunächst die tödlich schönen Augenblicke des persisch-griechischen Kampfes herauf, und erst nachher übernahmen sie die Hinterlassenschaft der Form. In München wurde es mir bewußt, daß in dem Bernstein der Schinkelzeit ein antiker Moment leuchtet. Es wäre nur etwas mehr Sonnenglanz vonnöten.

Das schöne München aber kopierte schamlos. Am Spreeufer durchdringt den Klassizismus ein fesselsprengender Atem, der Münchener verlängert nur die glücklichen Bohéménjahre eines Kronprinzen. Berlin belebt an dem griechischen Vorbild die gesprungene Volksseele wieder; München kopiert umsichtig, rücksichtsvoll, achtsam die jugendlichen Lieblingserinnerungen eines Königs. Über dem Odeonplatz Münchens lächelt bereits ein italienisch blauer Himmel, und dennoch ist der innere Glanz der russigen Pegasusse in Berlin, der Roßbändiger und der olympischen Adler weit größer. Es ist der Glanz der Freiheit. Denn nicht einmal in den Steinen kann man auf die Dauer vortäuschen. Schinkel und seine Gefährten begeisterten sich für die preußische Freiheit, und dieses Gefühl durchgeistigt auch ihre griechischen Formen; der König von Bayern aber begeisterte sich für die neuhellenistische Freiheit, und regierte daheim durch die Polizei. Dies sieht man auch den Steinen der beiden Städte an.

Als ich nach Berlin zurückkehrte, brachte ich diese Entdeckung vor einem dortigen Literaten zur Sprache. (In Berlin gab es einst recht viele solcher stillen Literaten.) Er lächelte leise.

— Es mag sein, daß dem so ist — entgegnete er; — ich aber würde den Unterschied viel weiter suchen, und viel eher in der Religion. Die Bayern und die Menschen in der Rheinlandschaft wurden durch ihre Religion lateinisch. Sie stehen zu der Antike, wie Franzosen oder Italiener. Sie lieben die Antike bequem, achtlos, nachlässig, als wäre sie auch ihnen ein Vorfahre auf gerader Linie. Unsere Liebe aber ist mythisch, die Quelle völliger Wiedergeburt oder völliger Vernichtung. Vergessen Sie nicht, daß auch Stendal im Herzen Preußens liegt.

— Sie meinen damit Winckelmanns Geburtsstadt?

— Die meine ich. Ich rate Ihnen, sie einmal aufzusuchen. Es ist keine schöne Stadt. Die deutschen Kolonisten brachten ihre Gotik auch hierher mit sich. Nur daß die unzugängliche, schwerfällige Gotik hier keine Schwingen mehr hat. Man baute aus Ziegeln, und die Ziegelsteine zertrümmerten die schlanken Bogen in den Kot hinab, aus dem sie entstanden. Wir Preußen hatten niemals einen eigenen Stil. Wir schnitten der Gotik die rosigen Flügel mit Stumpf und Stiel ab und drückten sie in Lehm und Sand zurück: dies war unser Stil. Diesem Sand und dieser Kolonistengotik aber entstieg unvermutet der Sohn eines Schusters: Winckelmann; halb Gelehrter, halb Höfling, ein großer Dichter und noch größerer Erotiker. Der antike Eros selbst war mit ihm in unsere Welt zurückgekehrt, eine höhere Wonne, der Lenz der florentinischen Platonisten, der die Zähne klappern macht. Vergessen Sie nicht, daß wir, bevor wir zu neuen Spartanern wurden, bereits neue Athener waren. Der preußische Geist war bereits vor dem Freiheitskrieg aus seiner Hülle geschlüpft: aus der rauchigen Gotik; die preußische Seele besaß früher einen Winckelmann, das heißt ein antikes Lebensideal, und erst nachher verschmolz sie mit

dem spartanischen Todesideal. Dies aber war eine umso größere Tat, weil die Zeit im Rousseau-Fieber gegen uns arbeitete. Winckelmann ist nicht nur darum so groß, weil er ein großer Geist, großer Dichter, großes Licht und großer Eros war, sondern auch darum, weil er Rousseau ein Gegengewicht stellte. Fast gleichzeitig brachen sie auf: der eine aus dem Licht der Kultur in die Unterwelt der Triebe; der andere aus dem Halbdunkel des Nordens in ein neues Kulturideal. Rousseaus Fortsetzung war Robespierre, Winckelmanns aber Goethe. Auch dies gehört zu seiner Größe. Und damit habe ich gesagt, daß gerade die Preußen jenseits der Elbe, die keinen eigenen Stil besaßen, ihren romanisierten deutschen Volksgenossen das einzige Maß zurückgaben: die Antike. Denn die Preußen hatten die Götter, die weiter im Süden Meer, Flüsse und die Plugschar an das Licht brachten, einzig und allein aus ihrer Seele geschaffen. Die ferne Vergangenheit, die stolze Herkunft, der Trieb nach dem Schönen wurde bei ihnen durch das mythische Verlangen nach Wiedergeburt ersetzt. Jahrhunderte hindurch sammelten sie die Kraft, um dann mit einem einzigen Sturm die dazugehörige, allgültige, ewige Form zu finden, in Besitz zu nehmen. Das preußische Volk ordnete sich den schöpferisch schaffenden ein, als es den »deutschen« Stil ablegte: die Gotik. Winckelmann starb im Tor Griechenlands, Schinkel sah nur in Sizilien hellenistische Werke, und dennoch war es ihr Griechentum, das den Preußen unter den deutschen Stämmen einen Platz errang. Der feuchte Sand der Mark beginnt zu glänzen, zu glühen, in den Augen der jungen Kolonisten erstrahlt die Sonne Homers, über den nebligen Kleinstädten drehen sich Feuerräder, was bishin ein dumpfer Druck war, wurde zu einer formgestaltenden Hochspannung: die preußische Seele entwich nach dem Süden, und riß im Fieber dieser Entdeckung auch jene mit sich, die vom vielen Licht bereits völlig stumpf geworden waren. Mit einer dreitausendjährigen Verspätung erblickten sie plötzlich Nau-sikaa in den warmen Fluten der Südsee. Ihre Augen erschlossen sich, und sie hielten die Welt, die die Menschheit bereits seit dreitausend Jahren beglückt, für eine neue Welt, aus ihrer Seele gezeugt. Sie besaßen keinen Lichtfilter, keine Augenblenden: es fehlten ihnen die klassischen Überlieferungen. Der Gletscher taute auf einmal auf.

— Diese Glut nährte später auch den Freiheitskrieg. Winckelmanns Eros durchdrang das Volk und verwandelte sich im Augenblick der Gefahr in den Eros des Todes. Sie aber umfingen den Heldentod mit jener Liebe, mit der Winckelmann die römischen Diana-Statuen liebte. Er ist unser Urvater, ohne daß er sich der wunderbaren Zeugung bewußt geworden wäre. In Leib und Seele war er seiner Heimat abtrünnig, und dennoch war es diese Treulosigkeit, die uns aus den geborgten Kulturen riß, aus dem Sein vor dem Sein, das dann dem grauen Militärstaat die Kultur gab. Denn zur Zeit Friedrichs des Großen gab es noch kein geistiges Preußen. Allein in der Treulosigkeit Winckelmanns besinnt sich die preußische Landschaft auf sich selbst: das seelenlose Gletschergeröll wird beseelt, durchgeistigt, und reißt die Söhne der uralten deutschen Kulturlandschaften an sich. Es überspringt die lateinischen Völker, springt mitten in das Hellenentum hinein und sprengt somit an die Spitze der anderen deutschen Stämme. Bitte, verstehen Sie dies nicht militä-

risch. Solange Preußen nur ein Militärstaat war, griff es nach französischen und italienischen, — also abfallenden lateinischen Vorbildern — als es aber besiegt, gedemütigt, besetzt wurde, war es sein Herz, das große Herz von Berlin, das den deutschen Geist ernährte. An dem Hof Friedrichs des Großen hätten die Deutschen nur Voltaire begegnen können, in dem besetzten Berlin glaubten sie Griechen zu sein, die zu neuem Leben erstehen. Es war der Augenblick, da sie ohne Reich und Heer, im Schatten eines antiken, kleinen Volkes ihr seelisches Gleichgewicht fanden. Der Seelenzustand der Freiheitskriege und das gefundene Schönheitsideal genügten dazu.

— Und Goethe?

— Auch Goethe ist Winckelmanns Schüler. Übrigens wollte ich nichts weiter erzählen, als wie sich die deutsche Kultur von Süden nach Norden verlagerte. Die Täler des Rheins und Mains sind fast völlig entleert, Jena und Weimar nur mehr zeitweilige Wallfahrtsorte, alle Kräfte streben nach Berlin. Hier vereinen sich die Geister von Kant und Schiller, Hölderlin und Kleist, C. D. Friedrich und Runge, Schinkel und Schadow im deutschen Klassizismus. Und diese Vereinigung erhält in Wilhelm von Humboldt ein lebendiges, echt preußisches Sinnbild. Würde uns die Menschheit Goethe rauben, bliebe Humboldt immer noch groß genug, um unser weltgeschichtliches Maß zu sein.

Zwei Tage später schickte mir der Literat in einem Brief Humboldts Bildnis im Stahlstich. Nun aber, da ich über Humboldt schreiben möchte, empfinde ich es wie ein Sinnbild, daß er mir anstatt eines seiner Werke zu senden, gerade Humboldts Bildnis gab.

Nicht einmal die Deutschen lesen Humboldt. Es ist auch gar nicht nötig. Seine Persönlichkeit war groß, nicht aber das, was er hinterließ. Wirke dadurch, was du bist, wirke durch dein Wesen: es war eine unbewußte Selbstrechtfertigung, mit der er seine Mitmenschen aneiferte, das gleiche zu tun. Der Gedanke schwebte damals in der Luft: das alte Europa, das »ancien régime« flackerte noch einmal in einigen hinreißend großzügigen Weltmännern auf. Herzog Ligne, Horace Walpole und Talleyrand warfen nach einem Ball einige sorglos leichte Meisterwerke zu Papier, das ausschlaggebende Werk aber war dennoch ihr Leben, ihr Tagewerk, ihr Frühstück, ihre Kleidung, ihre Lektüre, ihre Sammlungen, Tischgespräche, Weinproben, Liebschaften, ihre zynische Sanftmut und unendliche Weisheit. Kurz: ihre bestrickende Persönlichkeit. Das mittelalterliche, gepanzerte Europa wurde durch die donnernden päpstlichen Mahnrufe zusammengehalten; in dem spitzenkrausigen Europa, das in den letzten Zügen lag, waren die zusammenhaltenden Klammern einige spät aufstehende, spät zu Bett gehende, scharfzüngige, galante Feinschmecker, die die Feder gut führten.

Humboldt aber paßte nicht ganz zu diesen männlichen Faltern. Er überragte die gestutzten Gärten um Haupteslänge, sah überall aus dem ungläubigen, geistreichen, »aufgeklärten« Europa hinaus. Selbstverständlich hatte es auch er mit der Aufklärung begonnen, seine Kinderjahre fielen eben in die Zeit Friedrichs des Großen. Während aber Herzog Ligne der Gast aufgeklärter Tyrannen war: *Tischgenosse* Friedrichs, Katharinas, Josefs II. war Humboldt nur *Untertan* des einen. Diese

Erfahrung hatte für alle Zeiten eine Ernüchterung aus den Mustertyrannen und Musterstaaten zur Folge. Der preußische Hochadelige ging mit Leib und Seele zu Weimar über. Nach dem Sinn des Wortes auch körperlich, da er infolge seiner Heirat für eine Zeit nach Thüringen, auf das Gut seiner Gattin übersiedelte. Hier feilte er an seiner Persönlichkeit in stiller Betrachtung, und wenn jemand um diese Zeit nach seinem Sinnen und Trachten gefragt hätte, hätte er etwa dies geantwortet :

— Ich lese Schiller und deute ihn, verstehe Goethe und sitze mit ihm zu Tisch, betrachte die Völker, und verdichte in mir ihren ringenden Geist, liebe die Griechen, weil es freie, schlichte, reiche Menschen waren, und stehe im Begriff nach Rom zu reisen, das das gemeinsame Sinnbild der Vergänglichkeit und menschlichen Größe ist, Friedhof des Verfalls und Mittelpunkt der Welt in einem. Ich möchte auch meine Volksgenossen zu dieser Haltung überreden. Das deutsche Volk möge Betrachter und Richter anderer Völker werden, als unbefangene-freie, weite Persönlichkeit, die vom Staat nicht gekurbelt wird, wie z. B. Franzosen oder Spanier, oder die einstigen Untertanen des großen Friedrich. Es spricht aus mir der Patriot, der viel über die deutsche Wesensart nachdachte. Bleiben wir nur jeder für sich stark, damit wir jeder für sich die auf uns heranströmenden widerstrebenden Kräfte in uns verdichten und ausgleichen können. Das Deutschtum kann im Mittelpunkt des europäischen Zauberkreises seiner Bestimmung nur durch eine nach Individuen versonderte große Kultur gerecht werden. Wir müssen männlich stärkere Griechen werden: schlicht, arm, umfassend, freudliebend, Patrioten, aber nicht Staatsbürger. Der Staat ist für uns eine zu enge Gemeinschaft, die unsere Persönlichkeit versiegen macht. Und doch sind wir es, die den Gedanken, die von Indien aus bis Kastilien auf uns zuströmen, eine Heimstätte geben, wir sind ein Volk, das überträgt, ein Wandervolk, ein unvollendetes Volk. Sowohl als Mensch, als auch als Nation müssen wir uns ausdehnen, zur »Nation der Menschheit« werden, uneingeengt von Machtworten, Staatswillen, endgültigen Grenzen, und anderen ähnlichen, steifen, französischen fixen Ideen. Mein Ehrgeiz verlangt nach etwas anderem: »durch Individualität und Universalität zur Totalität« — ist meine Losung. Diese Vollständigkeit aber ist nicht die der Macht, sondern der Kultur. Gleich mir ist auch die Nation eine Persönlichkeit, nur eine weit größere. Wir können beide zu Alkibiadesen werden. Es ist Sache des Ehrgeizes, der Ausdauer, der seelischen Heiterkeit und Ruhe.

Indessen wurde Humboldt später, im Unglück gleichfalls zum Diener des Staates. Er gab die stille Selbsterziehung auf, um nicht die Ehre aufgeben zu müssen. Doch hielt er auch später stets an diesen Worten fest. Bis zu seinem vierzigsten Jahr wehrte er sich gegen die Gemeinschaft; in seiner thüringischen und tegelschen Bibliothek, bei Goethe, bei Schillers, auf seinen Familienreisen, in Paris, Rom, bestand er täglich seinen kleinen Freiheitskampf gegen den Trieb der preußischen Dienstwilligkeit. Und dieser Trieb gewann erst Oberhand, als sich dies *auch* bei den Griechen eingestellt hätte. Im tragischen Zusammensturz. Der Freiheitskrieg verschlang die Freiheitskämpfe des Einzelnen, erhobenen Hauptes kehrte er in die Gemeinschaft zurück, übernahm ein preußisches Amt, und er-

kannte in diesem bald die guten Seiten des nationalen Unglücks. Napoleon zermalmte den einstigen preußischen Staat, doch wurde dadurch die Persönlichkeit des Staates befreit: sie konnte sich nach allen Richtungen der Kultur hin frei ausdehnen. Mit diesem Gedanken gründete er die Berliner Universität. Nicht bloß als nationalen Trost, wie es viele wissen wollten. Humboldt wollte die Preußen des zerstörten Staates wegen nicht trösten. Im Gegenteil: er war der Ansicht, daß die Selbstbildung eines kleinen Volkes in einem ohnmächtigen Staat viel freier vor sich geht, als unter der Tyrannei der aufgeklärten Großen Friedriche. Er hielt an seinem Wahlspruch fest; auch während der Niederlage war es seine größte Sorge, in seinem Volk den mannigfaltigen Gegensätzen der ganzen Welt je weiteren Raum zu gewähren: »durch Individualität und Universalität zur Totalität«.

Er war der Sohn eines kleinen Volkes, daher war sein Kulturehrgeiz groß. Und dieser Ehrgeiz wuchs nur im Schatten des neuen Xerxes ständig. Sein eigenes Leben zum Vorbild nehmend weitete er die Persönlichkeit des Staates durch die Kultur aus. So diente er der Gemeinschaft. »Auch die Griechen müssen es ähnlich gemacht haben« — dachte er zufrieden. Seine Universitätsgründung war ein Glaubensbekenntnis, das Glaubensbekenntnis einer umfassenden europäischen Persönlichkeit unter den zusammenschumpfenden Nationalstaaten. Daher überragt er die letzten europäischen Weltmänner um Haupteslänge. Denn er besaß auch Ethos.

Der preußische Staat aber wurde wieder hergestellt und vergrub sorgfältig die Erinnerungen an den Freiheitskrieg. Er fürchtete sich mehr davor, als Napoleon selbst. Humboldt zog sich nach Tegel zurück, zu dem Grab seiner Gattin, zu seinen antiken Torsos, Büchern und Zetteln. Er sprach ungefähr vierzig Sprachen, während sein Bruder vierzig Länder bereist hatte. Untergehender Humanismus und aufstrebende Naturwissenschaft begegneten sich in diesen beiden Brüdern, d. h. beide zusammen hätten einen Goethe ergeben. Selbst die kleinsten »Individualitäten« interessierten Wilhelm von Humboldt, selbst die Buschmänner. In Gedanken erzog er auch diese zu Alkibiadesen. So war er nun einmal, er konnte nicht anders, jedes Volk erfuhr in ihm seine Verherrlichung. An seinem Lebensabend schwebte er bereits über der gähnenden Kluft zwischen Europa und Asien. Humboldt, der schwärmerische Hellenist, hatte am Ende die größte Dichtung der Menschheit in Indien gefunden.

Dienst an uns selbst, an der Nation und der Menschheit: dies war sein Lebenslauf. Durch diese drei Zauberringe hatte er sich der universalen menschlichen Kultur verschrieben. Den Staat hielt er für ein nicht gebildetes und nicht bildungsfähiges Individuum. Unter den zünftigen Politikern erfreute er sich keiner besonderen Achtung: nur Schriftsteller und Gelehrte hielten Humboldt für einen großen Staatsmann. Sie gaben sein Andenken an das Volk weiter, und er wurde zu einem traditionellen, lebendigen Andenken, wie ein Kunstgegenstand, lauter und fein, dessen Hauptwerk seine ewig strahlende Persönlichkeit ist, seine zeitlose und dennoch stets zeitgemäße Persönlichkeit. Humboldt kann vom Untergang des Individualismus nicht verschlungen werden, wie auch dem ungarischen Széchenyi der Liberalismus nichts anhaben konnte. Würden die Deutschen dennoch von diesem leidenschaftlichen Selbstzieher ab-

fallen, so wäre es das gleiche, als wollten wir uns Ungarn von Széchenyi lossagen, weil wir den freien Handel nicht lieben, weil wir nicht über das nötige Vermögen verfügen, um gleich ihm zu einem Weltwanderer zu werden, oder weil es uns an genügendem Nervenfieber mangelt, um wie er, ewig wach und tätig zu sein. Aber es steht uns fern, solchen Unsinn zu begehen.

Ich möchte die Deutschen zu etwas überreden, dessen sie sich seit einem Jahrhundert selbstanklagend zeihen. Ihr Weltbürgertum erfüllt sie mit Schuldbewußtsein, sie schämen sich ihrer Empfänglichkeit, treten ihr besseres Selbst wütend mit Füßen. Ein Volk kann ich nur durch seine vorzüglichsten Söhne messen, und die hervorragendsten Deutschen — der Adel des Baltikums, der Lausitz, Schlesiens, die Bewohner der Rheingegend, die Hansa-Bürger und die Berliner Urbewohner — waren stets Weltbürger. Sie wurden es durch ihre mitteleuropäische Stellung und ihre grenzenlose Landnahme vom Rhein bis zur Weichsel. Das »Europeanum« ist ein lateinisch klingendes deutsches Wort. Eines ihrer schönsten Worte. »Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag der Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit«, — schreibt Schiller in der Zeit des napoleonischen Hagels. Und diese Weissagung ist keine großtuerische Selbsttäuschung, sondern die zusammenfassende Kennzeichnung der deutschen Kultur. Ihr Sinn ist, daß die Grenzen dieser Kultur durch die indogermanische Völkerwanderung zwischen den iranischen und kastilianischen Hochebenen bestimmt wurden.

Jede große Persönlichkeit der Deutschen gleicht der Stadt Passau, die an der Dreiflüßemündung erbaut wurde; sie betrachten sich in drei verschiedenen Geistesströmungen. Sie hatten die großen Gegensätze zwischen der Porta Nigra von Trier und dem baltischen Marienburg, der Insel Rügen und dem Kaisergrab am Tiber in sich verdichtet aufgenommen und widerstrahlt, und hatten stets die Großen anderer Völker vergrößert ausgeglichen: sie übertrafen mit ihrer Shakespeare-Schwärmerei die Briten, kamen den Franzosen mit ihrem Troubadurkult, den Italienern mit ihrer Renaissance-Anbetung zuvor. Sie sind es, die einen genauen Bestand der italienischen Kunstschatze und des mittelalterlichen Französischen aufnehmen, Goethe entdeckt den Franzosen ein Meisterwerk Diderots, Herder den Donauvölkern die Volksdichtung, Schlegel deutet Shakespeare, Molière und das spanische Welt-drama, Alexander Humboldt durchforscht den Erdball, Schinkel hält in einer Bildnisreihe mit Andacht und Geist alle großen Kunstdenkmäler der Welt fest. Dies ist das außergewöhnliche halbe Jahrhundert, das ich den Perikles-Augenblick der Deutschen nannte.

Der Nationalismus des vergangenen Jahrhunderts riß die Deutschen von dieser Klippe zurück. Er befürchtete, das Deutschtum würde den vielartigen Spiegelbildern nach in die Tiefe stürzen. Er schloß die weit geöffneten Arme der Deutschen, verdrängte aus ihrer Umarmung die freien Winde, von Blütenstaub belastet. Täglich fiel die Hülle von einem neuen Goethe-Denkmal, aber das Zeitalter Goethes war aus ihren Seelen gefallen. Man umging diese Denkmäler unter tiefen Bücklingen, nach Gott wurde am häufigsten Goethes Name genannt, und dennoch war unterdessen Treitschke ihr richtiger Lehrmeister geworden. Es ist der

Hohn des Schicksals, daß dieser »klein-deutsche« Apostel auf der Universität Humboldts lehrte. Heute steht auch er im Universitätsgarten, ohne Sockel, emporgeworfenen Hauptes, mit einer leidenschaftlichen kühnen Gebärde. Er hatte gesiegt. Der Staat, die aufbauenden und zerstörenden Kräfte, die innerhalb des Staates tätig sind, — nach der Hegelschen Philosophie: der »linke und der rechte Flügel« — waren stärker, als der adelige Traum Humboldts von dem sich selbst bildenden Volk.

Indessen dürfen wir nicht ungerecht sein. Auch die anderen Völker waren von ihrer Perikles-Höhe gestürzt, in das vegetative Dasein zurück. Fast möchte man meinen, daß nicht nur in den Menschen, sondern auch in den Völkern ein selbsttätiges Bremswerk wirksam ist. Die Franzosen hatten sich zur Zeit Ludwigs des Heiligen, die Italiener im Quattrocento, die Briten um Elisabeth Tudor, die Deutschen in der Zeit Goethes mit übermäßig großer Hochspannung an die Vollkommenheit herangemacht, und dieser Ehrgeiz hatte ihren Charakter überstiegen. Sind doch die Völker zu bequemer, feiger Götzenanbetung geboren, höchstens, daß sie sich einmal zum Ebenbild Gottes läutern. Allein die auserwählten wenigen Geschlechter gehen an der Läuterung zugrunde, der Tod pflügt über den wundervollen Lenz dahin, und unwillkürlich schreckt das Volk vor weiteren Kraftanstrengungen zurück. Dies war auch in Deutschland geschehen.

Früher hatte auch der verdrießliche Sand Talente hervorgebracht. In Frankfurt, Hamburg, Jena, Weimar, Berlin folgte ein Feuergeist dem anderen. Von den acht größten deutschen Sternen aber leuchteten sechs um diese Zeit. Die biologische Zügel versagte, anstatt vereinzelter Talente erstanden im verschwenderischen Taumel begabte Familien: die beiden Tiecks, Gillys, drei Grimms, zwei Schlegel, Humboldts, Brentanos. Alle Zeichen wiesen darauf, daß sich nun das Volk über sein eigenes Urwesen emporschwingt. Zwischen 1760 und 1830 schreitet das Deutschtum stets auf den Gipfeln. Über diesen Zeitraum sprach ich vorher.

Dann aber gewannen Tod und Wahnsinn die Oberhand, selbst einer der Paten jener Zeit, Schinkel, stirbt in geistiger Umnachtung. Goethe, der große Bahnbrecher, bleibt als Nachhut zurück; fast allein steht er im entblätternen Garten, inmitten der gebrochenen jungen Stämme. Der Tod durchpflügt den wilden Lenz. Schillers, Hölderlins, Kleists, Novalis', Grabbes, Runges, Carstens, Schuberts Tod oder Wahnsinn brechen das Werk inmitten entzwei oder vernichten es bei den Wurzeln. Schiller ist der einzige, der Goethe in sich verarbeitet hatte, die anderen ringen noch mit ihm, als er stirbt. Wer aber noch mit ihm ringt, gelangte noch nicht ganz an das Licht.

Dem Volk gebrach es an Kraft, um hinter die erste Bergkette noch eine andere aus sich herauszuzwingen. Es wich einerseits in den »klein-deutschen« Nationalismus, anderseits in den dogmatischen positiven Sozialismus zurück, und lauschte — geborgen unter dem trockenen Schindeldach dieser — dem Wehen der Weltwinde. Der Klärungsprozeß war beendet, und schaudernd wich man den letzten Opfern aus dem Weg. Durchschossenen Hauptes liegt Kleist am Ufer des Wannsee, noch raucht der Revolver in seiner Hand, dem wahnsinnigen, mit sich selbst redenden Hölderlin aber folgt kichernd eine Kinderschar.

GEFÜGE UND LAGE DER UNGARISCHEN WIRTSCHAFT

VON LADISLAUS HANTOS

1. Grundlegendes.

Die Untersuchung der im Wirtschaftsleben erfolgten Wandlungen ist eine schwierige Aufgabe. Besonders dann, wenn noch die geschichtliche Distanz fehlt, wenn sich in die Untersuchung der Ereignisse noch Gefühlsmomente mischen und die Kritik beeinflussen können, weil man sich noch nicht von den Wirkungen der Wandlungen der jüngsten Vergangenheit freimachen kann. Die letzten Jahre, in denen die Struktur der ungarischen Volkswirtschaft grundlegende Wandlungen erlebte, berührten auch die Weltwirtschaft in jeder Beziehung in starkem Maße. Die ungarische Volkswirtschaft spiegelt nicht nur Wirkungen innerer Kräfte und machtpolitischer Veränderungen wieder, auch die äußeren Kräfte, die außenpolitischen und Kriegsgeschehnisse der vergangenen Jahre brachten bedeutsame und auf sämtliche Zweige unserer Wirtschaft sich auswirkende Wandlungen.

Wahrscheinlich ist, daß nur besondere Teile der innerhalb der ungarischen Volkswirtschaft seit 1937 erfolgten Veränderungen ständig bleiben werden. Daher ist es schwer, von strukturellen Veränderungen zu sprechen, oder nur insofern, soweit durch den gegenwärtigen Krieg dessen weltanschauliche Ziele innerhalb der neueren Entwicklung der ungarischen Volkswirtschaft eine Rolle zu spielen begannen. Das durch den Friedensvertrag der Pariser Vororte zertretene und verarmte Ungarn hatte nur ein Ziel gekannt: sich um jeden Preis von den wirtschaftlichen Fesseln des Friedensvertrages zu befreien und mit allen politischen Kräften und Mitteln jene Ziele zu erreichen, zu denen sich in gleichem Maße jedes Glied der Nation bekannte. Das Ungarn der Zeit nach den Friedensverträgen machte grundlegende wirtschaftliche Wandlungen durch, solche brachten aber auch die Jahre seit 1937. Ein großer Teil dieser Wandlungen hängt mit den Gebietsveränderungen zusammen; diese haben dauernden Charakter. Andere sind Folgen des Krieges; diese muß man zum großen Teil als konjunkturelle Wandlungen betrachten. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Gebietsvergrößerungen verwandelten die ungarische Volkswirtschaft in ihrer Struktur; die konjunkturellen Verschiebungen, die durch den Krieg bedingten Veränderungen brachten mehr übergangsmäßige wirtschaftliche Folgen.

Als Ausgangspunkt unserer Untersuchung nahmen wir das Jahr 1937. In diesem Jahr erreichte nämlich der jahrzehntelange wirtschaftliche Situationswechsel seinen Höhepunkt, einen Wellenberg. 1938 zeigten sich die üblichen Erscheinungen des zeitweisen Niederganges als Über-

gangsform. Auf Grund praktischer Erfahrungen und weil wir den kommenden Krieg spürten, griffen wir zu energischen Mitteln : in der ersten Hälfte des Jahres 1938 wurde der wirtschaftliche Fünfjahrplan ins Werk gesetzt ; das Ausmaß dieser damals gewagt erscheinenden und auf fünf Jahre geplanten Aufbaumilliardenanleihe vervielfältigte sich bereits während der fünf Jahre. Unter den wirtschaftlichen Auswirkungen des Fünfjahrplanes finden wir auch die auf unsere Volkswirtschaft wirkenden strukturellen und konjunkturellen Veränderungen. Zwischen beiden läßt sich keine scharfe Grenze ziehen ; mehr oder weniger greifen die eingetretenen Wandlungen unseres Wirtschaftslebens ineinander.

Beide Wirkungen kann man zunächst auf der praktischen Linie wahrnehmen ; es wäre nicht richtig, die beiden Arten der Wandlung einander starr, theoretisch gegenüberzustellen. Vom praktischen Standpunkt aus gesehen wäre es richtiger, wenn die strukturellen Wandlungen in der ungarischen Wirtschaft, die durch den Fünfjahrplan, zugleich aber auch durch alle wirtschaftlichen und politischen Geschehnisse hervorgerufen wurden, nach den bleibenden und Übergangsfolgen beurteilt würden. Die Ausführung des Fünfjahrplanes wurde in die ungarische Kriegswirtschaft systematisch eingegliedert : wir beschleunigten die Kriegsausrüstungspunkte des Planes in beträchtlichem Masse, auch hatte der Plan großen Anteil an dem Ausbau der ungarischen Armee und seiner Ausrüstung erhalten. Zur selben Zeit erreichten die auch im Plan vorgesehenen bürgerlichen Ziele eine weit größere Ausdehnung, als der Vorschlag vorgesehen hatte.

Der größte Teil der grundlegenden Verschiebungen hängt mit dem gegenwärtigen Krieg zusammen. Betrachten wir zuerst den Weg der ungarischen Machtpolitik. Bereits vor dem Krieg bauten wir unsere politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den Staaten der Achse aus, traten dem Antikominternpakt bei, und begannen bei dem Ausbruch der Feindseligkeiten auf dem Balkan an dem Krieg teilzunehmen. Nach dem raschen Verlauf dieses Krieges nahmen wir auch infolge der Verpflichtungen, die sich für uns aus dem Dreimächtepakt ergaben, unseren wirtschaftlichen und militärischen Kräften gemäß an dem Krieg gegen Sowjetrußland teil. Unser Anschluß an die Achse und die wirtschaftlichen Verbindungen mit den Staaten dieser brachten gleichfalls tiefgreifende Wandlungen in unsere volkswirtschaftliche Struktur.

Besonders bedeutsam waren diese auf dem Gebiet der Außenhandels- und Devisenpolitik, aber auch in der Produktions- und Binnenhandelspolitik. Unsr wirtschaftliche Teilnahme an dem Krieg ist bedeutender als die militärische. Der Krieg bringt Verschiebungen und Schwierigkeiten in der Produktion und in der Arbeitskraftwirtschaft, was sich natürlich auch in der Struktur unseres Wirtschaftslebens stark auswirkt.

Wahrscheinlich werden diese Verschiebungen, die der Krieg mit sich brachte, auch in der Übergangswirtschaft nach dem Krieg noch bestehen bleiben, und es wird längere Zeit dauern, bis der nicht vorauszusehende Aufbau der Friedenswirtschaft erfolgt. Nach jedem größeren Krieg kann man Strukturveränderungen in der Volkswirtschaft wahrnehmen ; der gegenwärtige Krieg wird voraussichtlich kühne und bedeutsame Folgen in der Struktur der einzelnen Volkswirtschaften mit sich bringen. Heute

besteht in allen Teilen der Welt eine staatlich geleitete Planwirtschaft, deren plötzliche Änderung schwere Erschütterungen mit sich bringen würde. Nach dem Krieg muß die Planwirtschaft noch lange Zeit aufrecht-erhalten bleiben, zugleich aber wird die Volkswirtschaft der meisten Staaten auch auf äußere Hilfe angewiesen sein ; denn der Kapitalverbrauch dieses Krieges überschreitet in allen Teilen der Welt das Maß des ersten Weltkrieges.

2. Die Auswirkungen der Gebietsvergrößerung.

Trianon-Ungarn wurde zweimal auf friedliche Weise, zweimal durch Waffen vergrößert. Durch den ersten Wiener Schiedsspruch erhielt Ungarn die rein ungarischen Teile des Oberlandes, durch den zweiten Ostungarn und Nordsiebenbürgen zurück. Das Karpatenland und Südungarn gewannen wir durch Waffen zurück. Das Gebiet von Trianon-Ungarn erstreckte sich auf 92.263 km², seine Einwohnerzahl betrug 9,3 Millionen, das Gebiet des heutigen Ungarn ist 172.204 km² groß, die Einwohnerzahl beträgt 17 Millionen. Neben der Gebietsvergrößerung ist auch der Zuwachs der Volkszahl bedeutend ; allein die Versorgung unserer Produktion mit Arbeitskräften steht — wie wir sehen — in keinem Verhältnis zur Gebietsvergrößerung. Die Bevölkerungsdichte von Trianon-Ungarn ist nämlich nach den Angaben der letzten Volkszählung 100,2, die des Oberlandes 87,4, die des Karpatenlandes 57,3, die des rückgegliederten ostungarischen und nordsiebenbürgischen Gebietes 59,2, die von Südungarn 89,3. Die durchschnittliche Volksdichte des heutigen Ungarn ist 85,2. Die für die Volkswirtschaft zur Verfügung stehende Menge von Arbeitskräften kann man zwar nur im Zusammenhang mit den übrigen Produktionskräften richtig untersuchen und auf der Ebene des Proportionsverhältnisses der einzelnen Produktionszweige zueinander abwägen ; doch kann man feststellen, daß sich auf dem Arbeitsmarkt des vergrößerten Landes das Angebot schon jetzt, zur Zeit der Kriegswirtschaft, durchaus nicht zeigt und sich auch in der Friedenswirtschaft voraussichtlich nur in geringem Masse zeigen wird.

Über den Gebiets- und Bevölkerungszuwachs hinaus sind natürlich jene Veränderungen am wichtigsten, die sich aus der in die Zukunft weisenden Struktur unserer Volkswirtschaft ergeben. An erster Stelle in der Reihe der einzelnen Produktionszweige steht der Zuwachs, der aus den Naturschätzen in Form von landwirtschaftlichen und bergbaulichen Rohstoffen erwächst. Aus der Berufsverteilung der Einwohner der zurückgekehrten Gebiete kann man darauf schließen, das in diesen der Urproduktion eine größere Bedeutung zukam, als im Trianongebiete.

Auf der Ebene der landwirtschaftlichen Rohstoffe verbesserte das Oberland zwar unsere landwirtschaftliche Rohstoffbilanz, dagegen ließen das Karpatenland, Ostungarn und Nordsiebenbürgen die Rohstoffbilanzwage auf die Debitseite kippen. Das Karpatenland und die zurückgekehrten Teile Siebenbürgens brachten andererseits mit ihrer Holzwirtschaft einen beträchtlichen Kräftezuwachs. Die bei der Bilanzwage der landwirtschaftlichen Rohstoffe auftretende Passivität, besonders Brotkorn und industrielle

zu verarbeitende Pflanzen betreffend, verbesserte in bedeutendem Masse das rückeroberte Südungarn, doch konnten wir die daraus sich ergebenden Wirkungen wegen unserer Außenhandelsverpflichtungen nicht spüren.

Der Vertrag von Trianon beraubte das Staatsgebiet Ungarns um 19 Millionen (67 v. H.) Hektar. Ungarn verlor damals 7,2 Millionen Hektar (56,5 v. H.) Ackerboden, 6,2 Millionen Hektar (85 v. H.) Waldgebiet, und 5,5 Millionen Hektar (68,1 v. H.) sonstigen Kulturboden. Dieser ungeheure Verlust brachte Umwälzungen in das Wirtschaftsleben: die landwirtschaftliche Produktion mußte völlig umgestaltt werden. Gegenüber den Zahlen der Zeit vor dem ersten Weltkrieg wuchs nämlich im Verhältnis das Ackerbodengebiet beträchtlich, u. zw. von 45,4 v. H. auf 60,1 v. H. das Weingebiet von 1,15 auf 2,4 v. H., dagegen sank das Waldgebiet von 25,8 v. H. auf 11,8 v. H.

Die von 1938 bis 1941 zurückgekehrten Gebiete brachten in den Aufbau der ungarischen Landwirtschaft gleichfalls starke Verschiebungen. Durch die zurückgekehrten Gebiete wurde das Rumpfland um 7,9 Millionen Hektar vergrößert. Davon sind Ackerboden 3, Waldboden 2,5, sonstiger Kulturboden 2,3 Millionen Hektar. Mit dieser Wiederangliederung gewann Ungarn 41,5 v. H. der abgetrennten Gebiete zurück. Somit steht das Land noch weit von der günstigen Bodenverteilung, die 1915 für Ungarn kennzeichnend war. Durch die Wiederangliederungen sank das Verhältnis des Ackerbodens von 60,1 v. H. auf 52,6 v. H. das des Waldbodens dagegen stieg von 11,8 v. H. auf 19,5 v. H., erreicht aber noch lange nicht das Vorweltkriegsverhältnis von 45,4 v. H. bzw. 25,8 v. H.

Wie man sieht, führten die Gebietswiederangliederungen zu starken Verschiebungen im Aufbau der landwirtschaftlichen Kulturgebiete. Die ungarische Landwirtschaftspolitik hatte eine doppelte Aufgabe zu lösen. Einmal hatte sie die Produktion der zurückgekehrten Gebiete mit der Produktionspolitik des Rumpflandes in Einklang zu bringen, andererseits mußte sie die neuen Gebiete in die Kriegslandwirtschaftsproduktion eingliedern. Die Schwierigkeiten auf dieser Ebene waren bedeutend. Oberland und Karpatenland hatten zur Tschechoslowakei, also zu einem Industriestaat, gehört, die übrigen Gebiete dagegen zu den Agrarstaaten Rumänien und Jugoslawien. Die Tschechoslowakei war bemüht, sich landwirtschaftliche Selbstversorgung zu verschaffen, was in den letzten Jahren auch gelungen war; die beiden landwirtschaftlichen Nachfolgestaaten dagegen hatten in ihren von Ungarn bewohnten Gebieten auf die Entwicklung der Landwirtschaft kein Gewicht gelegt. Nach der Rückgliederung mußte die ungarische Agrarpolitik erst das Gleichgewicht zwischen den einzelnen Landesteilen auf produktionspolitischem und grundbesitzpolitischem Gebiet herstellen.

Das Gleichgewicht ist vom Standpunkt der Produktion aus gesehen bereits hergestellt, auf dem Gebiet der Grundbesitzpolitik ist diese Entwicklung noch im Fluß.

Neben der Gebietsverteilung sehen wir auch bei dem Verhältnis der Saatböden Verschiebungen. Die rückgegliederten Gebiete erhöhten die Weizenanbaufläche des Rumpflandes um 21 v. H., die Roggenanbaufläche um 19 v. H., die Gerstenanbaufläche um 32 v. H., die Kartoffelanbaufläche aber um rund 60 v. H. Die Auswirkung der Steigerung der Saatflächen

zeigt sich wegen des Krieges und darum noch nicht, weil Südungarn aus der Landesversorgung fällt und weil die rückgegliederten Ostbgebiete (Karpatenland, Ostungarn und Nordsiebenbürgen) eine passive Agrarrohstoffbilanz zeigen.

Auch die Viehwirtschaft des Landes erfuhr einen bedeutenden Zuwachs. Unseren Rind- und Schafbestand bereicherte vor allem Südungarn und in geringerem Masse das Oberland. Der Krieg minderte wegen des allgemeinen europäischen Futtermangels auch den ungarischen Viehbestand, weshalb die ungarische Kriegsagrarpolitik das Hauptgewicht auf die Erhaltung des Zuchtbestandes und seine weitere Ausbildung legt, damit nach dem Kriege die Erneuerung des Viehbestandes gut und rasch durchführbar sei.

Der Vertrag von Trianon traf Ungarn auf dem Gebiete des Bergbaus und der Industrie am härtesten. Fast die Hälfte der ungarischen Industriegebiete lag am Rande Großungarns, in der Nähe der Rohstoffgebiete. Durch die Rückgliederung des Oberlandes, des Karpatenlandes und besonders Nordsiebenbürgens gewann die Industrie des Landes bedeutende Kräfte zurück. Die Ergebnisse der Fabriksproduktions- und Anlagenstatistik vom Ende des Jahres 1941 verzeichnen 5379 fabriksmäßige Industrieanlagen im heutigen Ungarn. Davon entfallen auf das Trianongebiet 416, auf den oberländischen Gebietsstreifen 288, auf das Karpatenland 84, auf die ostungarischen und nordsiebenbürgischen Gebiete 579 und auf das zurückeroberte südungarische Gebiet 321 Industrieanlagen. Die Fabriksdichte, d. h. die auf 100 km² durchschnittlich entfallende Anzahl von Fabriken, bewegte sich im Trianongebiet seit 1938 zwischen 430 und 442, in dem oberländischen Gebietsstreifen war sie 2,21, im Karpatenland 0,39, in den siebenbürgischen Teilen 1,14 und in Südungarn 2,80.

Auf dem Gebiet der Energiewirtschaft ist in der ungarischen Industrieproduktion heute noch die Kohle der größte Energieerzeuger. Unsere Versorgung mit Kohle ist durch die Rückgliederung schwieriger geworden; denn die zurückgekehrten Gebiete sind viel ärmer an Kohle als das Trianongebiet. Mit dem Oberland kam ein Kohlenbergwerk, mit Siebenbürgen gleichfalls nur ein bedeutenderes zurück, ihre Standorte sind aber so ungünstig, daß ihre verhältnismäßig große Kapazität vorläufig nicht in entsprechendem Masse ausgebeutet werden kann. Unsere andere wichtige Energiequelle ist das Erdöl. Mitte der Dreißigerjahre betrug die Erdöleinfuhr im Trianongebiet noch etwa 20.000 Waggon. Während weniger Jahre gelang es, die ungarische Erdölproduktion derart zu steigern, daß wir uns von der Einfuhr freimachen konnten und im Notfall auch noch etwas ausführen können. Auch unsere siebenbürgischen Erdölstellen sind sehr vielversprechend. Unsere Energiewirtschaft zeigt mit der Rückkehr des Karpatenlandes und den siebenbürgischen Teilen ein ungünstiges Ergebnis, aber wir sind in großem Masse mit noch ungenützten Wasserkraften bereichert worden. Der Ausbau der Wasserkraftausnutzung ist im Gange. Auch hier denken wir in erster Linie an die Wasserkraftwerke, die im Karpatenland, in der Gemarkung der Gemeinden Tiszalúc und Kezsnayten gebaut werden, ferner an die Kraftanlagen in Siebenbürgen, namentlich auf dem Szeklerboden.

Wesentlichen Veränderungen im Aufbau der ungarischen Volkswirtschaft begegnen wir auch auf der Ebene der Rohstoffversorgung. Ungarn ist eine der größten Bauxitlandschaften der Erde; in Eisenerz ist die Lage wegen der verstärkten Inanspruchnahme durch die Kriegsindustrie nicht allzu günstig, wenn auch mit der Rückgliederung des Oberlandes reiche Fundstellen wiedergewonnen wurden. Mit der Rückkehr der siebenbürgischen Gebiete verbesserte sich die Lage auch bei den übrigen Erzen, wenn auch unsere Produktion (an Messing, Blei, Zinn, Gold und Silber) nicht den einheimischen Bedarf deckt.

Bei Betrachtung der Veränderung des wirtschaftlichen Aufbaus im vergrößerten Ungarn müssen auch die Verschiebungen auf dem Gebiet des Verkehrs und des Außenhandels in Betracht gezogen werden. Die Schienenlänge nahm, mit dem Eisenbahnnetz des Trianonlandes verglichen, um 43,4 v. H. zu, die Länge der Straßen aber um 4,1 v. H. Eine wesentliche Zunahme erreichten wir auch bei den Wasserstraßen. Ein Viertel der schiffbaren Länge der Donau fließt durch ungarisches Gebiet, die Theiß fließt nun wieder in ihrer ganzen Länge durch Ungarn. Im Eisenbahnverkehr riefen einmal die Kriegslieferungen Schwierigkeiten hervor, zum andern das Fehlen des Rollmaterials in den zurückgeehrten Gebieten, besonders in Nordsiebenbürgen. Die Rückgliederungen schnitten mehrere unserer Eisenbahnlinien ab; auf der unterbrochenen Eisenbahnlinie des oberländischen Gebietsstreifens gelang es, einen peage-Verkehr zu sichern. In Siebenbürgen dagegen mußten wir auf ungünstigem Gelände und trotz kriegsbedingten Rohmaterialschwierigkeiten eine neue Bahnstreckenverbindung mit dem Szeklerland bauen, das bis dahin nur durch eine schmalspurige Bahnlinie mit dem ungarischen Eisenbahnnetz verbunden war.

Bei dem Prüfen der Auswirkungen der Gebietsvergrößerung auf den Außenhandel muß man bemerken, daß auch zur Zeit der Trennung eine beträchtliche Ausgleichstätigkeit zwischen Rumpfungarn und bedeutenden Teilen der rückgegliederten Gebiete vorhanden war und dahin geführt hatte, daß der gegenseitige Warenaustausch — besonders mit den siebenbürgischen Gebieten — trotz der bestehenden Zollschranken noch bedeutend blieb. Innerhalb des einheitlichen ungarischen Zollgebietes vielfältigte sich natürlich noch der Warenverkehr zwischen dem ehemaligen Trianonungarn und den rückgegliederten Gebieten. Die Versorgung des Oberlandes mit Industrieerzeugnissen mußte das Trianongebiet übernehmen, und ähnlich ist die Lage auch in den übrigen zurückgekehrten Teilen. Die Zufuhr von Industrieartikeln aus dem ungarischen Mutterland, die seinerzeit durch die tschechische, rumänische und serbische Zoll- und Kontingentpolitik im Interesse ihrer eignen Industrie beträchtlich erschwert worden war, zeigte nun trotz der Kriegsproduktion eine Erhöhung. Von den Rohstoffüberschüssen der rückgegliederten Gebiete gelangte früher nur ein kleiner Bruchteil in das Mutterland; auch hier brachte die Gebietsvergrößerung bedeutsamere Verschiebungen mit sich. Dagegen hatte sich der Warenaustausch in den rückgegliederten Gebieten konjunkturmäßig gesteigert infolge der vorhandenen oder sich vorbereitenden Anlagen, oder wird sich in der kommenden Friedenswirtschaft steigern (Straßen- und Bahnbauten, neue Industrie- und Energie-

quellenanlagen u. a. m.). Auch wird der voraussichtliche Verlauf der Ausführung der in der Nähe der Rohstoffstandorte des Ausbaus harrenden Industrien höchst bedeutende Änderungen im Warenaustausch nach sich ziehen. Das vergrößerte Ungarn wird durch diese Steigerung des Warenaustausches allmählich alle die volkswirtschaftlichen Vorteile verwirklichen, die es mit der Gebietsvergrößerung de iure erwarb. Unser Außenhandelsverkehr wuchs während des Krieges zwar bedeutend, aber an normalen wirtschaftlichen und politischen Zeiten gemessen, wird statistisch gesehen, wahrscheinlich ein Rückgang unseres Außenhandelsvolumens zu erwarten sein ; denn den Verkehr mit dem bisher als Ausland rechnenden Gebiet würde zu einem Teil der Binnenverkehr ablösen, wogegen — besonders auf dem Gebiet der Rohstoff-Versorgung — ein bedeutender Rückgang in unserer Einfuhr zu erwarten ist. Andererseits verstärkt der Warenverkehr der rückgegliederten Teile den ungarischen Außenhandel mit dem Auslande in geringerem Masse sowohl auf der Ausfuhr- als auch auf der Einfuhrseite.

Die Auswirkungen der Gebietsvergrößerung auf die ungarische Landwirtschaft forderten die Lösung zweier Aufgaben. In erster Linie mußten wir die schwere Arbeit der Gleichschaltung leisten, da sich die Kräfte nur dann in den Dienst der weiteren Entwicklung einstellen lassen, wenn die Unstimmigkeiten der wirtschaftlichen Entwicklungsstufen der einzelnen Gebietsteile ausgeglichen sind.

Zum zweiten zeigte sich im Verlauf dieses Ausgleiches auch ein starker Kapitalbedarf, den zum größten Teil das Trianongebiet befriedigen mußte (siebenbürgische Investitionsanleihe, siebenbürgische Gewinnanleihe). Allgemein gesehen führten die Gebietsrückgliederungen Ungarn zu einer größeren nationalen und wirtschaftlichen Selbständigkeit und verliehen dem Lande im gegenwärtigen Kriege unter den europäischen Ländern größere Bedeutung.

3. Kriegswirtschaft.

Die Kriegswirtschaft entwickelt sich unter dem zwangsläufigen zeitweisen Einfluß der wechselnden Kriegslage. In der Kriegswirtschaft erfolgt die Auswahl der volkswirtschaftlichen Produktionskräfte nicht auf Grund des freien Wettbewerbes, sondern durch ein von dem Staat zu diesem Zweck eingesetztes Organ. Die Kriegswirtschaft kann man auch nicht eine »staatlich gelenkte Planwirtschaft« nennen ; denn die Produktionslenkung hängt außer von der Rohstoffversorgung, der Arbeitskraft Haushaltung und der Kapitalversorgung stark auch von dem Ausmaß der Teilnahme am Kriege ab.

Der Kriegswirtschaft schweben zwei Ziele vor : das eine ist, daß der Kriegsführung alle Produktionskraft zur Verfügung gestellt werde, das andere, daß, soweit möglich, das Gleichgewicht zwischen Geldwert und Preisgestaltung bewahrt bleibe. Vergebens ist aller kriegerische Krafteinsatz, wenn man der Kriegsführung nicht die erwünschte Produktionskraft sichern kann, aber auch dann ist sie verfehlt, wenn sie das Preisniveau ansteigen und den Geldwert entsprechend sinken läßt. Das

Ansteigen des Preisniveaus ist zwar in der Kriegswirtschaft wegen der zusätzlichen Kaufkraft nicht zu vermeiden, aber die erlassenen Verordnungen halten in den meisten Ländern doch die Preisgestaltung.

Die Erfahrungen des Weltkrieges veranlaßten die kriegführenden, ja auch neutralen Länder, ihre Kriegswirtschaft mit gesteigerter Aufmerksamkeit auszubauen. Ungarn ist ein agrar-industrieller Staat, weshalb es bei der Organisation der Kriegswirtschaft auf beide Sektoren in gleichem Masse achten mußte.

Die ungarische Kriegslandwirtschaft hat schwere Aufgaben zu bewältigen. Sie muß die Ernährung des Landes sicherstellen, zugleich aber auch in immer stärkerem Masse Industriepflanzen erzeugen, um die Industrie mit Rohstoffen zu versorgen. Diese gesteigerte Produktion erfolgt natürlich auf Kosten der Futtermittelerzeugung. Aber auch die ungünstige Witterung der letzten Jahre spielte mit, indem sie die erwarteten Ergebnisse der Kriegsplanwirtschaft durchkreuzte. Neben der ungünstigen Witterung spielten für die Schwierigkeiten der landwirtschaftlichen Erzeugung auch der Mangel an Arbeitskräften und der Maschinenmangel eine bedeutsame Rolle.

Trotz aller Kriegsschwierigkeiten begann Ungarn mitten im Kriege mit dem Ausbau der Landwirtschaft, für den durch das Gesetz auf Grund eines Zehnjahrplanes mit einer Milliarde Pengő gesorgt wurde. Das Ziel dieses Landwirtschaftsförderungsgesetzes ist, die Voraussetzungen der friedlichen Nachkriegsentwicklung der ungarischen Landwirtschaft zu sichern. Zugleich aber sorgt das Gesetz auch dafür, daß die materiellen Grundlagen für die während des Krieges notwendigen produktionspolitischen Verfügungen geschaffen werden. So löst das agrarfördernde Gesetz für die Dauer des Krieges zwei Aufgaben: einmal sichert es die Durchführung des sog. Sofortprogrammes, zum andern bemüht es sich, die ungarische Landwirtschaft aus der auf Mehrproduktion eingestellten Richtung der Kriegswirtschaft in die Qualitätswirtschaft des Friedens hinüberzuleiten. Die ungarische Agrarpolitik weiß recht wohl, daß sie in der kommenden Friedenswirtschaft wieder nur auf der Ebene der Qualität ihren ein Ausland auch bisher geschätzten und bereits erworbenen Platz behauptet. Von dem Kriegsprogramm bemüht sich die Regierung jenen Teil zu verwirklichen, dem die Rohstoff- und Arbeitskraftschwierigkeiten der Kriegszeit nicht im Wege stehen.

Die industrielle und die bergbauliche Produktion ist im Laufe der Kriegswirtschaft zweifellos stark gestiegen. Wie bereits oben erwähnt wurde, hat auch die ungarische Industrie mit Rohstoff- und Energieversorgungsschwierigkeiten zu kämpfen; bedenklicher aber für die Wirtschaftsstruktur ist, daß ein bedeutender Teil unserer Unternehmungen infolge der angewachsenen öffentlichen Lasten finanziell geschwächt wird, und dieser Umstand die Erfüllung jener Aufgaben erschwert, die der Industrie nach dem Krieg, in der Zeit des Übergangs in die Friedenswirtschaft zufallen sollten. In der Zeit nach dem Weltkrieg gelangte ein großer Teil des zur Investition verwendeten Kapitals durch Eigenfinanzierung zur ungarischen Industrie zurück. Jetzt, während des Krieges, hält die Preisüberwachung den Profit der Unternehmungen in strengen Schranken und unter starkem Druck. Der Eigenfinanzierung der Industrie

kamen seit der Einführung des Pengő (von 1925 bis 1938) 700 bis 800-Millionen Pengő zu gute (nach der Berechnung von vitéz Zoltán Guothfalvy Dorner).

Die bedeutende Entwicklung der ungarischen Industrie der Kriegszeit ergibt sich aus einigen beachtenswerten Angaben. Am 13. März 1943 lief der auf eine Milliarde veranschlagte Fünfjahrplan ab, der in diesen fünf Jahren auf fünf Milliarden erweitert wurde. Die Zahl der männlichen Beamten der Privatunternehmungen war im Verlauf des Fünfjahrplanes um 18 v. H. ; die der weiblichen um 72 v. H. die Zahl der Industriebearbeiter dagegen um 41 v. H. angewachsen.

Auf dem Gebiet der allgemeinen Lebensmittelversorgung ließ sich das allgemeine Markensystem nicht durchführen, das jeden die gleiche Menge sichert ; denn dadurch wäre der kriegsbedingte Verbrauch unverhältnismäßig stark angewachsen. Im allgemeinen gelangte bisher nur Brot, Mehl, Zucker und Fett in Rationen verteilt an die Verbraucher. Nur in der Hauptstadt und in den Städten ist noch für Fleisch, Kartoffeln, Eier, Milch, Zwiebel, Hülsenfrüchte und Seife das Markensystem eingeführt. Die Beschaffung des Brotgetreides beruhte in den ersten zwei Kriegsjahren auf dem Abrechnungssystem. Dieses Verfahren erfüllte nicht die daran geknüpften Erwartungen. Unter dem Druck der Umstände mußte man zur Requirierung schreiten. Wohl scheint die individuelle Abrechnung gerecht zu sein, in der Praxis aber kann man dabei nicht auf beruhigende Art feststellen, wieviel der in Anspruch nehmbare Überschuß in der Tat beträgt. Diese Unsicherheit wurde durch das nun eingeführte Repartitionssystem abgelöst. Dieses geht vom Bedarf aus. Ungarn hat damit auch in die Landwirtschaft die Planmäßigkeit eingeführt, die die unentbehrliche Grundlage der Kriegswirtschaft einer Nation im totalen Krieg ist.

Die ungarische Preispolitik hielt sich zu Beginn der Kriegswirtschaft an das System der Preisbindung. Nach der Rohstoffverteuerung und dem Warenmangel wurde unsere Preispolitik später den Herstellungskosten elastisch angepaßt. Das Ansteigen unseres Preisniveaus hängt auch mit dem allgemeinen Ansteigen der Preise der Importwaren und der Arbeitslöhne zusammen.

Die Staatsausgaben stiegen seit Kriegsausbruch dem größeren Bedarf entsprechend. Das Gebarungsjahr 1938—39 schloß mit 1,33 Milliarden Pengő, 1941 mit 2,8, 1942 mit 3,26, 1943 mit 4,25 Milliarden und die für 1944 veranschlagte Gesamtsumme der Staatsausgaben beträgt rund 6 Milliarden. Natürlich gehörten 1938—39 die rückgegliederten Gebiete noch nicht zu unserer Gebarung. Die Staatsausgaben entziehen mehr als 40 v. H. des Nationalvermögens, was im Vergleich mit den anderen Staaten der Welt ein noch sehr günstiges Verhältnis ist.

Unsere Außenhandelsbilanz schloß seit dem Krieg im allgemeinen mit einem beträchtlichen Aktivposten ab. Im vergangenen Jahr schlossen wir mit einem Aktivposten von mehr als 200 Millionen Pengő ; dieser ergab sich den Achsenmächten gegenüber und seine Finanzierung belastet den ungarischen Kreditmarkt.

Eine die Kriegszeit belastende Übergangserscheinung ist in der ungarischen Kriegswirtschaft auch die Frage der Arbeitskraft. Die Landwirt-

schaft kämpft mit Arbeitermangel. Die größte Sorge der ungarischen Industrie ist die Frage des Facharbeiternachwuchses. Die zum Militärdienst eingezogenen Arbeitskräfte kann Ungarn weder durch Kriegsgefangene, noch durch ausländische Arbeiter ersetzen ; so wurde die Organisation des inneren Arbeitskraftmarktes eine dringende Notwendigkeit. Die größte Schwierigkeit ergibt sich daraus, daß keine entsprechende Evidenzhaltung der Arbeiter besteht, ohne die eine Arbeitskraftleitung von oben nicht gut denkbar ist.

Wir haben nun die Hauptzüge der Verschiebungen in der Kriegsvolkswirtschaft aufgezeigt. Diese Verschiebungen traten nicht nur in der ungarischen Volkswirtschaft hervor ; ein großer Teil von ihnen ergab sich auch bei den anderen kriegführenden und bei den nicht kriegführenden Staaten. Der gegenwärtige Krieg ist der erste totale Krieg in der Weltgeschichte, der nicht nur alle materiellen Kräfte der kriegführenden Staaten, sondern fast die gesamte Weltwirtschaft in Anspruch nimmt.

Der Krieg hat in jedem Belange der volkswirtschaftlichen Struktur Verschiebungen mit sich gebracht. Wieweit diese nach dem Ende des Krieges bestehen bleiben werden, hängt vor allem davon ab, inwieweit der Krieg noch die materiellen Kräfte der verschiedenen Volkswirtschaften in Anspruch nehmen wird, wie lange die Übergangswirtschaft dauert, bis die kriegswirtschaftliche Struktur dem Aufbau der Friedenswirtschaft Platz macht. Auf beiden Seiten reifen Pläne für die kommende Friedenswirtschaft, aber ihre Verwirklichung hängt noch von zahlreichen Umständen ab.

Eine Kritik der seit mehreren Jahren erfolgten Wirtschaftsveränderungen ist nicht zeitgemäß. Noch stehen wir mitten in diesen Wandlungen. Die Kritik ist die Aufgabe der Zukunft, und ebenso wird es Aufgabe der Zukunft sein, aus den gegenwärtigen Veränderungen Ergebnisse zu entnehmen, die uns später zur Belehrung dienen können. Wir haben in Umrissen jene Verschiebungen hervorgehoben, die unsere Volkswirtschaft im Laufe der letzten Jahre getroffen haben. Die genaue Erforschung und kritische Erörterung der während des Krieges eingetretenen Wandlungen wird nach Kriegsende eine der wichtigsten Aufgaben der Volkswirtschaftswissenschaft sein.

VERKEHRSPROBLEME DER STADTREGULIERUNG BUDAPESTS

VON *vitéz* KOLOMAN BECSKE

Daß sich Budapest in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zur Landeshauptstadt entwickeln konnte, verdankt es in erster Linie seiner für den Verkehr äußerst günstigen Lage. Gleichviel ob wir das gut entwickelte Straßennetz Pannoniens der Römer betrachten oder das Netz der Poststraßen des 18. Jahrhunderts, fällt uns auf, daß im Pester Hafen Straßen aus verschiedenen Richtungen zusammentreffen. Die Entwicklung der im Laufe der Zeit auf beiden Ufern der Donau einander gegenüber entstandenen Städte Buda und Pest beginnt indessen erst in größerem Maßstabe, als gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die erste ständige Donaubrücke erbaut wird.

Das Straßennetz des Hauptverkehrs entwickelt sich natürlich auf den Spuren von Jahrhunderte alten Gegebenheiten. Auf der Pester Seite sind es die nach Vác, Kerepes, Üllő und Soroksár führenden Straßenzüge, auf deren Netz — als Hauptverkehrsadern — die Stadt erbaut wurde. Die großzügigere Entwicklung kann seit dem Ausgleich, d. h. seit 1867 gerechnet werden. Im Jahre 1872 vereinigen sich Pest, Buda und Óbuda zur Hauptstadt. Die Fragen des Verkehrs stehen nun bereits im Vordergrund, und mit dem Bau zweier großangelegten Straßenlinien, der Andrásy-Straße und des großen Ringes setzt die Arbeit ein. Die das Stadtwäldchen mit der Inneren Stadt verbindende Andrásy-Straße, die heute noch die schönste zu Festzügen sich eignende Straßenlinie ist, gliedert sich dem radialen Straßensystem der Hauptstadt natürlich an. Der große Ring aber, der berufen ist die strahlenförmig verlaufenden Straßen mit den dazwischenliegenden Stadtteilen zu verbinden, umschließt, auf den sanften Bogen der Donau gestützt, in elegant geschweifter Linie den Kern der Stadt. Seine Stellung ist wichtiger als die der Ringstraßen im allgemeinen, denn er verbindet mit verhältnismäßig geringer Krümmung — im Verhältnis zur geraden Linie, mit einem Umweg von nur 11 v. H. — die zu beiden Enden sich ausbreitenden Stadtteile.

Die Verkehrswege und mit Wohnhäusern bereits bebauten Straßen des sich am Ende des vergangenen Jahrhunderts weiter entwickelnden Pest folgen dem System des radialen und mit Ringstraßen durchzogenen Netzes. Später, zur Zeit des ersten Weltkrieges, wurden für die äußeren Stadtgebiete, wo zwischen den hinausführenden Hauptstraßen größere Flächen unbebaut geblieben waren, anders gedachte Regulierungspläne verfertigt. Auf Grund dieser entstanden breite, mit Parkstreifen ausgestattete Straßen, diagonale Verbindungsstraßen und auf größere Fernwirkung eingestellte Plätze. Leider blieben diese Stadtteile wegen ihrer unmittelbar zum Stadtzentrum geregelten Beziehungen stellenweise isoliert, da die

die Stadt ringförmig umschließenden und bis zur letzten Zeit auf demselben Niveau laufenden Eisenbahnlinien der Schaffung richtiger Verkehrsverbindungen stark hinderlich waren. Die Erhebung der Cegléd-Bahnlinie auf einen Damm ist im Gange und die neuen Straßenbahnunterführungen machen ihre günstige Wirkung bereits fühlbar.

Das Verkehrswesen Budapests ist in den letzten zehn Jahren durch bedeutende Neuerungen gewaltig fortgeschritten. Es wurde die Nikolaus Horthy-Brücke erbaut, die der südlichen Verbindung der Stadt, auf der Linie des großen Ringes dient. Der fortsetzungsweise angelegte Ring in Buda erschließt hierdurch den Pester Industrie-Stadtvierteln ein bedeutendes Wohngebiet. Zu erwähnen ist noch die Erweiterung der in der Vergangenheit überlasteten Margareten-Brücke, sowie die im Bau begriffene Árpád-Brücke von Óbuda, die, mit Berührung der nördlichen Spitze der Margareteninsel, die nördlichen Siedlungen Budapests miteinander verbinden wird. Das an Naturschönheiten so reiche Óbuda wird nach dem Aufbau der neuen Brücke, im Zeichen der neuen großzügigen Stadtregulierung, einem gewaltigen Aufschwung entgegensehen.

Vor allem müssen die beiden Donauufer, im Interesse des Fremdenverkehrs, zu Hauptverkehrslinien ausgebaut werden. Hierzu wurden, in Verbindung mit der Ausgestaltung der zwei neuen Brückenköpfe, zwei längere Straßenabschnitte auf den Kais erbaut. Durch Verlegung der Anlegestelle der Personendampfer in Pest wurde die Straße am unteren Kai, vor dem Donaukorso, freigemacht und in deren Fortsetzung die Unterführung der Kettenbrücke erbaut. Weitere Kairegulierungen von Bedeutung sind nach der Niederreißung des Pester Elevators und der Lagerhäuser am Kai sowie nach der Anlegung des nördlichen Kais bei Újpest für die nächste Zukunft zu erwarten.

Die zwei neuen Flugplätze von Budapest spielen sowohl im europäischen Luftverkehr, als auch im Fliegerdienst des Landes in gleicher Weise eine bedeutende Rolle. Die Flugplätze von Mátyásföld und Csepel sind eben nicht imstande, den angewachsenen Verkehr zu versehen. Der Flugplatz von Budaörs liegt acht Kilometer vom Stadtzentrum, und hat zwei Verkehrsstraßen; die eine ist die in seiner Nähe angelegte und zum Plattensee führende Autostraße für Schnellverkehr, die andere die teilweise noch umzubauende Budaörser-Straße. Der Flugplatz von Ferihegy liegt außerhalb der Stadt, in einer Entfernung von 16 km vom Zentrum, in südöstlicher Richtung. Zu seiner Bedienung wurde eine Schnellverkehrslinie angelegt, die die bewohnten Teile umkreisend, in die Üllőer-Straße mündet.

Eine Aufgabe von besonderer Wichtigkeit für den Straßenverkehr bildet weiterhin die Bedienung der Personenbahnhöfe der Staatsbahn, sowie die Errichtung von Auto-Sammelstellen, die den modernen Anforderungen entsprechen, vor diesen. So harret auch die Frage der Eisenbahnlinien und Bahnhöfe einer Erledigung, da das heutige System seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts in mancher Hinsicht veraltet ist. Unsere Personenbahnhöfe wurden zwischen 1861 und 1864 erbaut. Die Bahnhöfe West, Ost, Süd liegen vom Schwerpunkt der Stadt gerechnet innerhalb eines Kreises von 2,5 km Radien, während der Bahnhof von Kelenföld schon etwas entfernter gelegen ist. Dieser ist für den durchgehenden Verkehr eingerichtet, wogegen jene Kopfbahnhöfe sind. Zur

Erneuerung des alten Systems wurden mehrere Vorschläge gemacht. Im Sinne des einen wäre für die Fernbahnen ein besonderer, neuer Zentraldurchgangsbahnhof zu errichten, — der Westbahnhof und der Ostbahnhof würden nur zur Abwicklung des Lokalverkehrs dienen — während Buda zur Bedienung des geplanten Sportstadions einen eigenen Bahnhof erhalten würde. Nach einem anderen Projekt sollte man den Westbahnhof für den Personen-Fernverkehr bestimmen, zu einem Zentralbahnhof ausbauen und diesen durch eine unterirdische Linie und einen Donautunnel mit dem gleichfalls neu zu erbauenden Südbahnhof verbinden. Die Lage der Güterbahnhöfe und ihre Straßenbahnbedienung ist im allgemeinen als günstig anzusehen. So entsprechen auch die Hafenanlagen und die Verbindungen der Güterbahnhöfe in jeder Hinsicht den gestellten Anforderungen.

Das starke Anwachsen des Lokalverkehrs der Hauptstadt läßt das Problem einer Schnellbahn als zeitgemäß erscheinen. Es ist tief zu bedauern, daß die Stadt, die als erste auf dem Kontinent den Bau einer elektrischen Untergrundbahn — im Jahre 1896, unter der Andrassy-Straße — durchgeführt hat, erst heute, 25 Jahre nach dem ersten Weltkrieg, an den Bau einer Schnellbahn denken kann. Mit Rücksicht auf frühere Vorstellungen dieser Art wurde, im Laufe des vergangenen Jahres, der ausführliche Plan des Untergrundschnellbahnnetzes hergestellt. Demnach werden einstweilen vier voneinander unabhängige Linien erbaut. In der Reihenfolge des Baues würde die erste Linie im nord-südlichen Schwerepunkte Pests, vom Westbahnhof zur Üllöer-Straße führen, die zweite die Untergrundbahn der Andrassy-Straße am Donauufer und jenseits des Stadtwäldchens erweitern, während die dritte dazu dienen würde, Buda mit Pest zu verbinden; diese Linie hätte den Süd- und den Ostbahnhof zu berühren; schließlich würde als vierte Linie die des großen Ringes folgen. Nach dem Plan würden diese für mehrere Jahre berechneten öffentlichen Arbeiten gleich nach Beendigung des Krieges in Angriff genommen werden, was auch der Umstellung der Kriegswirtschaft zugute käme.

Durch die Errichtung der unterirdischen Schnellbahn würden die Probleme der Knotenpunkte des heutigen elektrischen Straßenbahnnetzes, sowie die des überlasteten Berliner-, Baross- oder Calvin-Platzes aufhören, und die sich bereits als zu eng erweisenden Hauptverkehrslinien könnten dem Verkehr der Fahrzeuge überlassen werden. Die auch weiterhin verbleibenden Straßenbahngleise, wo sie zu beiden Seiten des Straßendamms angelegt sind, werden in die Mitte verlegt, wodurch die Sicherheit und Leistungsfähigkeit des Verkehrs erhöht wird.

Im Jahre 1941 übergang Ungarn, dem Beispiel der meisten Länder des europäischen Kontinents folgend, auf die rechtseitige Fahrordnung (zur Zeit wird nur mehr in Schweden und in Gibraltar links gefahren). Die Verwirklichung der neuen Fahrordnung erforderte in Budapest größere Umgestaltungen. Diese Arbeiten sind größtenteils bereits beendet.

Schließlich haben wir das Straßennetz des Hauptverkehrs von Budapest noch vom Gesichtspunkt der die Stadt umgebenden Siedlungen aus zu betrachten. Bekanntlich ist auch Budapest, wie alle anderen Millionenstädte, von dicht bewohnten Siedlungen umgeben. Im Anziehungskreise der Hauptstadt entstanden 6 Städte und 19 Gemeinden, die wegen ihrer Abhängigkeit in enger Beziehung mit Budapest stehen. Die Erkenntnis,

daß die einheitliche Verwaltung bedeutende Vereinfachungen und das gemeinsame Tragen der Lasten seitens der Bürger einen größeren Wohlstand zur Folge haben, rückte den Gedanken der Ausgestaltung von Groß-Budapest in den Vordergrund.

Die Vorstädte und Gemeinden wurden meist an den hinausführenden Straßen erbaut, deren Verengung und häufige Kreuzung der Leistungsfähigkeit des Transitverkehrs nachteilig waren. Die Verbreiterung solcher Straßen wäre mit allzu großen Opfern verbunden und würde auch keine wesentliche Besserung ergeben. Aus diesem Grunde wollen wir diese Straßen als Einfuhrstraßen bestehen lassen, und die für den Fernverkehr bestimmten hinausführenden Landstraßen verlegen. Den neuen Straßenzügen entlang muß natürlich ihre Unbebautheit planmäßig gesichert werden.

In diesem Sinne wurde die zum Plattensee führende Straße angelegt, die die an der Székesfehérvárer-Straße entstandenen Siedlungen Albertfalva und Budafok umgeht. Wir planen die Verlegung des ersten Abschnittes der nach Vác und Hatvan führenden Straße; die Andrássy-Straße soll in einer Entfernung von etwa 5 km jenseits des Stadtwäldchens verlängert werden und sich, von da abzweigend, mit Umgehung der bewohnten Flächen, bei Alag und der Gemeinde Kerepes der nach Vác und Hatvan führenden Landstraße anschließen. In ähnlicher Weise sollen der erste Abschnitt der äußeren Üllőer-Straße und die nach Budaörs und Wien führende Straße entlastet werden.

Im Interesse der Entwicklung seines Straßennetzes hat Ungarn in den letzten Jahren beträchtliche Opfer gebracht. Allein wir sind uns dessen bewußt, daß unser auf diesem Gebiet noch größere Aufgaben harren: das nach dem Kriege zu erwartende bedeutsame Heranwachsen unseres Kraftwagenbestandes, noch mehr aber die zentrale Lage des Landes machen es uns zur Pflicht, Landes-Autostraßen zu bauen. Nach dem Plan sollen von der Hauptstadt fünf Autostraßen in die verschiedenen Teile des Landes abzweigen. Vor eine bedeutsame Aufgabe wird uns die zweckmäßige Verbindung der Straßenzüge stellen, damit sie sich zugleich auch dem bestehenden Straßennetz der Hauptverkehrsadern der Hauptstadt angliedern.

Nach einer kurzen Übersicht dieser Lage können wir feststellen, daß die guten Verkehrsmöglichkeiten der Pester Seite Budapest zu einer wirklichen Großstadt gestalteten, doch hat daran auch die Seite von Buda einen bedeutsamen Anteil. Die außergewöhnliche Schönheit ihrer natürlichen Lage verleiht der ungarischen Hauptstadt einen besonderen Reiz; hierauf gestützt, können wir als natürlich annehmen, daß — wie dies statistische Angaben bezeugen — vor vierzig Jahren 1/6 der Gesamtbevölkerung von Budapest in Buda wohnte und daß diese Anzahl nunmehr 1/4 beträgt. Das Gebirge von Buda wird massenhaft von Sportlern und Erholungsuchenden aufgesucht. Das Straßennetz unserer Gebirgslandschaft ist gut entwickelt und die Ausflugsorte in der Umgebung der Stadt dadurch leicht erreichbar. Auf den Bergabhängen, die einen unvergleichlichen Ausblick bieten, planen wir weitere Aussichtswege, damit der Ausländer, der die ungarische Hauptstadt aufsucht, die Naturschönheiten unser herrlich gelegenen Stadt voll genießen könne.

NIKOLAUS WESSELÉNYI ÜBER DAS UNGARISCH—DEUTSCHE VERHÄLTNIS VOR HUNDERT JAHREN

Baron Nikolaus Wesselényi (1796—1850) war neben dem Grafen Stefan Széchenyi und Ludwig Kossuth eine der hervorragendsten Gestalten der sog. ungarischen Reformzeit (1825—1848). Als Führer der Opposition von Siebenbürgen trat er vor allem auf den Landtagen der dreißiger Jahre in Pozsony hervor, wo er als Vorkämpfer der westeuropäischen Ideen auf das politische Denken der führenden Persönlichkeiten von 1848—49 von entscheidendem Einfluß war. Denn der als »Wanderpatriot« bekannte vorzügliche ungarische Staatsmann verdient zunächst als politischer Denker Beachtung. Aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit dieser Art hebt sich vor allem seine Schrift »Szózat a magyar és szláv nemzetiség ügyében«, hervor, die in Leipzig 1843 in ungarischer Sprache, 1844 aber ebendort »Eine Stimme über die ungarische und slawische Nationalität« betitelt auch deutsch erschien. Der Einfluß sowohl der ungarischen, als auch der deutschen Ausgabe auf das slawische Schrifttum Zentraleuropas ist heute noch kaum zu ermessen. Mit einem Seherblick erkannte Wesselényi die weltgeschichtliche Bedeutung der die nicht-slawischen Völker Zentraleuropas bedrohenden panslawistischen Bewegung und war — gleich Metternich oder Friedrich List — bestrebt, Zentraleuropa ein neues Gleichgewicht zu geben. Er selbst glaubte vor 1848 noch daran, daß es durch die Föderalisierung der Donaumonarchie sowie durch die Wiederherstellung des konstitutionellen Lebens in Ungarn und in den anderen Ländern der Monarchie möglich sei, im Donaubecken einen Staatenbund auszubauen, der den östlichen Strömungen gegenüber die europäischen Freiheitsideen wirksam vertreten werde. Den außenpolitischen Schwerpunkt der Frage sah er in der Klärung des deutsch-ungarischen Verhältnisses, eine Möglichkeit zur innerpolitischen Lösung aber in der Regelung der Beziehungen zwischen Ungarn und Sachsentum in Siebenbürgen. Die weltgeschichtliche Lage gleicht heute vielfach der vor hundert Jahren. Anlässlich des Erscheinens der Jubiläumsausgabe der Schrift Wesselényis in der Reihe »Erdélyi Ritkaságok« (Siebenbürgische Seltenheiten) hg. von Elemér Jancsó, Nr. 12—13. mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Stefan Gál. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1944. Bd. I—II.) veröffentlichen wir die folgenden, auch heute zu beherzigenden Abschnitte auf Grund der deutschen Originalausgabe.

*

Wir haben hier vor der Hand nicht von den andern Staaten und Nationen unsres Welttheils zu sprechen, welche weder von russischer, noch von slawischer Seite unmittelbar bedroht sind; sondern vor allem tritt uns Österreich und ganz Deutschland entgegen, dessen Staaten sowohl, als dessen Nationalität eben so von russischer wie von slawischer Seite her bedroht werden. Und hier erscheint zuerst der deutsche Volksstamm im Allgemeinen als eine von den Russen und Slawen abgesondert dastehende Nation, welche ein Gleichgewicht gegen dieselbe bilden kann.

Dieser Volksstamm zählt auch an und für sich genommen schon eine mächtige Anzahl; wenn aber die Bestandteile dieser Zahl in Anschlag gebracht werden, macht sie in Betreff ihres innern Gehaltes eine noch viel größere Quantität aus. Civilisation, so wie intellectuelles und materielles Gewicht vervielfältigen den Werth und die Bedeutung dieser Zahl. Ganz gewiß kann sie in der Wage der Wirkungsfähigkeit zwei und drei Mal so viel wiegen, als eine gleiche Anzahl der weniger gebildeten Slawen. Sie kann so viel wiegen, sage ich; denn

daß sie wirklich so viel wiege, das kann nur dann geschehen, wenn sie sich in einen Körper verdichtet und ihre ganze, sowohl geistige, als materielle Bedeutung und Kraft in die Wagschale legt.

Auf Deutschland lastete vom Anbeginn der Fluch der Zerstückelung. Aber nicht die Zerstückelung war für dasselbe das nachtheiligste, daß es unter verschiedenen und vielen kleinen Regierungen stand und noch steht; denn dadurch wird — wenn auch die Einheit schwieriger ist, als wenn es ein Staat wäre — dieselbe dennoch durchaus nicht ganz ausgeschlossen und unmöglich gemacht. Da sie durch dasselbe Nationalgefühl begeistert werden, und nach denselben Prinzipien und Richtungen ein gemeinsames nationales und politisches Leben führen: so könnten gemeinschaftliche Interessen — welche auch jetzt großtheils, aber nicht genügsam verstanden und empfunden, vorhanden sind — und verwandte Gesinnung die staatlich getrennten Körper zu einem geistigen Ganzen vereinen. Eine solche geistig verschmolzene deutsche Nation, deren intellectuelle und materielle Kraft gleichfalls sowohl in den einzelnen Staaten als in dem Gesamtbunde derselben zu dem großen Zwecke gemeinsamer Existenz und Entwicklung benutzt werden möchte, — würde eine solche Macht bilden, welcher keine andere Macht furchtbar wäre. Dieser gut organisierte und von Gesundheit strotzende Körper würde frei sein von den krampfhaften Zuckungen des revolutionären Schwindels, dem nur bis zur Schwäche gereizte Nerven unterworfen sind, und er würde gesichert sein vor der abzehrenden Krankheit der Finsterniß und Dummheit.

Das deutsche Nationalgefühl, eine jener vorzüglichsten Potenzen, welche den deutschen Volksstamm zu einer entscheidenden Wirksamkeit kräftigen können, entwickelt und verbreitet sich — Dank sei es dem Himmel! — immer mehr.

Aber auch diese heilsame Pflanze hat ihre krankhaften und schädlichen Auswüchse, nämlich die Germanisierung solcher, welche — wenn das Interesse des Ganzen berücksichtigt wird — nicht Deutsche sein sollen.

Ein solcher Auswuchs ist der Enthusiasmus der ungarischen und siebenbürgischen Deutschen für ihre Nationalität. Da wir aber gleich das Verhältnis der ungarischen Nationalität zu den europäischen und deutschen Interessen darstellen wollen, so werden wir dann auch hievon sprechen.

Nach der deutschen Nation ist es die ungarische, welche als eine selbständige und zu den Russen und Slawen sich durchaus nicht hinneigende Nation von Wichtigkeit ist, und noch wichtiger und nützlicher gemacht werden kann.

Ich will hier nicht abermals erwähnen, nämlich, was diese Nation sowohl von russischer als von revolutionär-slawischer Seite her bedroht; einstweilen mag es genug sein zu sagen, daß die Ungarn sowohl ihr constitutionelles Leben als der Wunsch ihrer nationalen Fortdauer den Russen eben so sehr entfremdet und abgeneigt macht, als den slawischen revolutionären Tendenzen, — und daß ihre Existenz nur durch diese Abneigung bedingt ist.

Schon dieser Umstand macht das ungarische Volk für Deutschland und für das ganze civilisierte Europa zu einem Verwandten in Bezug auf die gemeinschaftlichen Interessen, und zu einem sichern und treuen Bundesgenossen. Diese Wichtigkeit wird nicht wenig gehoben durch die geographische Lage ihres Landes, wozu auch noch — man kann es ohne Nationaldünkel gerade voraussagen — ihr Charakter und ihre Empfänglichkeit für einen höheren Geistesschwung und für alles Gute kommt, — Ungarn und die ungarische Nation kann die Schutzmauer Deutschlands und Europas gegen die russische

Macht werden ; aber nur dann kann sie es werden, wenn bei intellectueller Entwicklung und durch dieselbe ihr constitutionelles Leben und ihre Nationalität erstarkt ; denn nur dies kann sie kräftig und zum Widerstande gegen Angriffe fähig machen.

Darum verdient Ungarn die volle Aufmerksamkeit Deutschlands und aller Länder, welche dasselbe Interesse, wie dieses, haben. Das Interesse aller dieser Länder und vorzüglich Deutschlands fordert es durchaus, daß Ungarn fortbestehe und erstarke ; es fordert ferner, daß die ungarische Nationalität, als die unumgängliche Bedingung dieser Fortdauer und Erstarkung, gefördert werde.

Eben deshalb sind die Bestrebungen gegen die ungarische Nationalität und folglich auch gegen die so heilsame Erstarkung der Ungarn, um auf Kosten derselben die deutsche Sprache und Nationalität in Ungarn zu verbreiten und zu heben — thörichter Leichtsinn, unechter nationaler Enthusiasmus und Eifer. Diejenigen, so dies erstreben, schaden der Sache, welcher sie nützen wollen. Gerade die Sache des Deutschthums und der Deutschen fordert es, daß die ungarische Nationalität erstarke, daß also diese weder durch Deutsche, noch durch andere Elemente gelähmt und geschwächt werde.

Was den Eifer der Siebenbürger-Sachsen für ihre deutsche Nationalität anbelangt, so findet wohl ein kleiner Unterschied statt ; aber vor dem Richterstuhle der Vernunft kann auch dieser Eifer nicht bestehen. Auch dieser gleicht dem Spiele eines Kindes, das im Zimmer einen Acker bearbeiten und einen Garten anlegen will, da doch Feld und Garten vorhanden sind, wo es auch nach Maßgabe seiner Kräfte arbeiten, und deren Freuden es genießen und an deren Früchten es Teil haben könnte.

Es ist wohl wahr, daß die Siebenbürger-Sachsen gesetzmäßig als Nation bestehen, und daß sie fortwährend als Nation unter dem Schutz der Gesetze bestehen zu können berechtigt sind ; aber ihre politischen Rechte und Freiheiten sind nicht durch ihre sächsische oder deutsche Nationalität bedingt ; nicht diese ist die Garantie und Bürgschaft derselben. Die ungarische bürgerliche Verfassung ist es, worin und wodurch sie als Nation und frei existieren, — die ungarische bürgerliche Verfassung, welche ein Erzeugnis der ungarischen Nationalität, ein Eigentum dieser Nation und mit der Existenz derselben unzertrennlich verbunden ist ; folglich ist die ungarische Nationalität für die Sachsen nicht feindlicher, sondern schützender Natur.

Die Sachsen können, wie gesagt, unter dem Schutze des Gesetzes ihre Nationalität aufrecht erhalten ; aber ihr übertriebener Eifer dafür ist unvernünftig und — vergeblich. »Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria.« Was wollen die Sachsen durch ihr hartnäckiges Festhalten an ihrer Nationalität erreichen ?

Vor allem handelt es sich darum, ob sie ihre *sächsische* oder die *deutsche* Nationalität und Sprache aufrecht erhalten wollen.

Mit ihrer sächsischen Nationalität und Sprache stehen sie in der großen weiten Welt gänzlich abgesondert und isoliert da. Sie haben gewiß zu viel Verstand, und sie verdienen gewiß den ihnen auch durch das Gesetz gegebenen Titel »Prudens et circumspectus« zu gut, als daß sie glauben möchten, so eine Hand voll Menschen könnte allein dastehend ein constitutionelles, freies und unabhängiges Volk bilden ; andererseits ist zu viel Bildung bei ihnen vorhanden, als daß sie ihre rauhe sächsische Sprache zur Grundlage ihres politischen und sozialen Lebens machen wollten.

Also ist es die deutsche Nationalität und Sprache, woran sie festhalten können? An wen wollen sie sich als Deutsche anschließen, und mit welchen Deutschen vereint wollen sie einen politischen Körper bilden? Denn ihre Zahl und Verbreitung ist, wie gesagt, viel zu gering, als daß sie für sich allein und abgedondert ein freies und constitutionelles Volk und Land bilden könnten.

Sich mit den ungarischen Deutschen vereinigen und gemeinschaftlich mit ihnen ein mit bürgerlicher Verfassung und Selbständigkeit versehenes Volk und Land bilden — ein solches Vorhaben wäre, wenn die Unausführbarkeit es auch nicht zu einer kindlichen Schwärmerei stempelte, doch ruhestörend und so zu sagen revolutionär, da es auf keinem anderen Wege ausführbar wäre, und nicht anders geschehen könnte, als durch die Vernichtung der constitutionellen politischen Existenz Ungarns und Siebenbürgens, durch die Vertilgung ihrer Nationalität und durch die Verwandlung ihres Landes in eine deutsche Provinz oder Colonie. Die besonnene und friedlich gesinnte sächsische Nation kann auf einen so törichtcn und sündigen Wunsch nicht verfallen, der nur das Erzeugnis eines verschobenen Verstandes und blutdürstiger Tücke sein könnte.

Wir Ungarn und Szekler würden unsere sächsischen Brüder gewiß nicht gern verlieren; aber wenn sie uns gar so sehr abgeneigt sind und ihr Deuschtum gar so hoch anschlagen, daß sie deswegen bereit sind, in eine deutsche Provinz, die wie Bukowina und Galizien verwaltet würde, überzugehen: so würden wir, da wir sie mit Gewalt nicht zurückhalten können, ihre Trennung mit Schmerz empfinden, welchen der Verlust eines Jahrhundertc alten Genossen und der Verlust der Freiheit eines Volkes mit Recht verdient.

Es ist gewiß weder der Gesetzgebung, noch einem einzigen vernünftigen und wahrhaften Patrioten in den Sinn gekommen, den Sachsen die ungarische Sprache in einer solchen Weise aufzudringen, daß ihnen ihre sächsische oder deutsche Sprache und der bisherige Gebrauch derselben entzogen werden sollte. Die Sachsen mußten auch bisher der ungarischen Sprache kundig sein, wenn sie an der Gesetzgebung Theil nehmen, und wenn sie Landesämter bekleiden wollten.

In Folge dessen ist es zu wünschen, unsere sächsischen Brüder möchten bedenken und sich zu Gemüthe führen, daß das deutsche und ungarische Element nicht mehr im Conflict miteinander stehen, daß eben die deutschen Interessen die Erstarkung der ungarischen Nationalität wünschenswert machen, und daß sie durch die Anschließung an die ungarische Nationalität den ungarischen Interessen nützen, durch ihre Bestrebungen gegen die ungarische Nationalität aber, in dem sie diese schwächen, auch jenen schaden.

Die Nationalität und Sprache der Sachsen soll, kann und wird gewiß auch nicht weder durch die Gesetzgebung, noch auf eine andere Weise angegriffen werden; aber ihr eigenes und unser gemeinschaftliches Interesse erzeugen den Wunsch, sie möchten sich bestreben, daß statt ihrer ungeschlachten sächsischen Sprache die deutsche, welche gewiß auch bei uns Ungarn in hoher Achtung steht, ihre Muttersprache werde.

Anstatt daß sie jetzt, da sie sächsisch sprechen, genöthigt sind, deutsch, ungarisch, latein und walachisch zu lernen, würden sie dann, wenn sie deutsch sprächen, mit der Erlernung der ungarischen Sprache ausreichen.

Eine ernste Beachtung verdient es von Seiten der Sachsen, daß es auch deshalb für sie nützlich, ja nothwendig ist ungarisch zu lernen, damit sie nicht einst russisch lernen müssen.

In Siebenbürgen besteht der Eid der Union zwischen den Ungarn, Szeklern und Sachsen. Diese schon seit Jahrhunderten bestehende und mehrmals durch Eide bekräftigte Union macht es jeder Nation zur strengen wechselseitigen Pflicht, zum Schutz und Schirm der beiden andern stets bereit zu sein, die gegenseitigen Interessen zu fördern, ja auch die gerechte Sache oder die Beschwerde selbst eines einzelnen Mitgliedes welcher Nation immer zu der ihrigen zu machen und gesetzlich in Schutz zu nehmen. Macht es ein so inniges Band, eine solche wechselseitige Verbindlichkeit nicht zur klaren Pflicht, daß an dem, was für eine Nation nützlich und notwendig ist, auch die beiden anderen Theil nehmen, um so mehr aber, daß dem, was es für zwei derselben ist, die dritte nicht sich entziehe?

Möchte doch die Erwägung dieses Umstandes, sowie des eigenen Vorteils und der gemeinschaftlichen Interessen unsre sächsischen Landesgenossen bewegen, den Argwohn und des Anstreben gegen die ungarische Nation und Nationalität fahren zu lassen, und auf den nächsten Landtagen Siebenbürgens bereit sein, gegen das, was uns gemeinschaftlich bedroht, mit uns vereint zu wirken.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

EINE REISE ZUM ÄRMSTEN VOLK VON EUROPA

VON GYULA KRÚDY

Diese Zeilen führen zum ärmsten Volk Europas, zu den ungarländischen Russen, die auch Ruthenen genannt werden. Sie heißen auch »Russinen«, was in ihrer Sprache »Kleinrussen« bedeutet; im Ausland nennen sie sich jedoch »Uher« (Ungar). Dieses Volk hat somit recht viele Namen, wodurch seine Armut schon hinreichend gekennzeichnet wird. Der Millionär Esterházy hatte es nie nötig, sich besonders hervorzuheben. Der einstige arme Landadelige ließ dagegen alle echten und geborgten Adelsprädikate auf seine Visitenkarte drucken.

Das ruthenische Volk brüstet sich indessen seiner Abstammung nicht und auch die Gelehrten können darüber nicht einig werden. Dieses arme Volk begnügt sich mit dem geringsten Titel der großen Welt, der heute vor den hohen Herren Europas noch weniger gilt, als der einst hochgeehrte Titel: es bezeichnet sich mit Vorliebe und glücklich als »Ungar«. Dieses kleine Volk ist stolz darauf, wenn man es »Ungar« nennt; es gibt bei ihm ein Sprichwort, mit dem es seine Begeisterung und sein Lob ausdrückt; es lautet: — Er ist wie ein Ungar.

In dem Ländchen der Ruthenen ist Gott dem Volk am nächsten, da es vom »König« weit entfernt liegt.

Der Glaube an Gott hält die Seele des Volkes Jahrhunderte hindurch aufrecht; hunderte Jahre vergehen, und es erwartet stets noch die bessere Zeit, die einst unbedingt kommen muß. Unterdessen verbringt es seine Tage zufrieden, in Ruhe und Frömmigkeit, als ob seine Seele in Not und Elend alle bösen Neigungen eingebüßt hätte. Die Ruthenen sind das sanfteste Volk. Sie sind Träumer, sinnend und glücklich, wenn sie fasten. Man muß nur die gütigen Augen, das leidenschaftslose, ergebene Antlitz und die lammfromme Stirne eines echten Ruthenen betrachten! Dieses Volk ist zur Bosheit unfähig. Es ist wohl etwas hilflos, auch heute noch ein Kind unter den greisenhaften, zynischen und veralterten Völkern, und hat auch die ihm auferlegten Leiden und unmenschlichen Bedrängnisse mit Ergebung getragen; doch eben darum gehört ihm die Zukunft. Dieses gesunde, in seiner Armut glückliche, in seiner Schlichtheit herrlich zufriedene Volk wird einst noch berühmt werden. Es stammt unmittelbar von jenen Kleinrussen, von denen Tschchow, der größte russische Schriftsteller, sagte: Einst wird die ganze Welt von ihnen reden. Der ungarländische Ruthene vereinigt alle edlen menschlichen Eigenschaften in sich.

Niemand kann so lieben, wie er. Seine Treue hat sein Stiefvater, der Ungar, Jahrhunderte hindurch erprobt. Von schweren Verbrechen, Verrätereien und Gemeinheiten wird das Gewissen dieses kleinen Volkes nicht bedrückt. Es kann erhobenen Hauptes vor dem Richtstuhl der Völker stehen. Niemand hat es ein Leid zugefügt, hat seine Nachbarn nicht bedrückt, gequält und beraubt. Stets war es arm und begehrte nie des Nächsten Eigentum. Liebevoll hing es an seinen felsigen Bergen, seinen düsteren Wintern, seinen strahlenden Flüssen und dem

noch strahlenderen Frühling. Es verteidigte seinen kleinen Boden mit der Faust wie einen Säugling. Nie verging es sich gegen seine Religion. Das Gefängnis ist in der Provinz der Ruthenen kaum bekannt.

Betrachten wir dieses Volk ein wenig aus der Nähe, wie ich es auf meinen früheren Reisen kennen gelernt habe.

*

Das Waisenkind Europas, das Stiefkind Ungarns, das heutige ruthenische Gebiet gehört geographisch zu den schönsten Landschaften von Mitteleuropa. Der russische Dichter Lermontoff schrieb über den wilden Kaukasus ein weltberühmtes Werk. Unsere ruthenische Landschaft gleicht an Schönheit dem russischen Kaukasus, doch weiß die Außenwelt herzlich wenig von diesen Orten, wo die Theiß entspringt, wo das Marmaroscher Salz gewonnen wird, wo die Karpaten am unfreundlichsten sind, wo der Winter lang und kaum erträglich ist, der trockene Sommer den mageren Boden verdorren läßt, der Bär im Urwald brummt, unweit der Landesgrenze eine lebendige Kleinstadt, ein zweites kleines Budapest, Ungvár, seine Lampen glänzen läßt und sich im Ung-Fluß spiegelt.

Wo die Popper der Zips Abschied winkt, um ihren rauschenden Weg in Galizien, dem Halitsch der alten Zeiten, fortzusetzen, zieht sich die nördlichste Grenze der Ruthenen. Die Karte nennt ihren Grenzort Poprád-Remete. Die Karpaten reichen hier bis in den Himmel, hier ist der Horst der Adler, hier ergreift die Touristen Schwindel, hier kommen und gehen täglich die Zipser Fuhrleute mit ihren Wagen, in denen sie früher Leinwand und Wein aus dem Poppertal in die einstigen polnischen Städte beförderten.

In dieser Landschaft ahmt alles das Wachstum der Berge nach. Die Tannen strecken sich weit in die Höhe, um im Schatten der Berge hie und da auch die Sonnenstrahlen zu erblicken. Die Männer sind hochgewachsen, von schlanker Gestalt, wie die Tannen, die so befördert werden, als wären sie Kanonen. Der Wagen, der die gefällten Tannen befördert, hat vorn zwei Räder, dahinter erstreckt sich der Stamm der Tanne in die Länge, an deren Ende der Fuhrmann wieder zwei Räder befestigt. Diese langen, quietschenden Wagen steigen seit Jahrhunderten die Hänge der Karpaten herab. Untersetzte Paßpferde, zuweilen sogar Kühe ziehen die schwere Last mit zähem Fleiß. Ein Wagen folgt dem andern, wie die Tage im Kalender. Der Tannenfäller bleibt seinem Beruf bis in das höchste Alter treu, um ihn nach seinem Tode seinem Sohn zu übergeben, der sich dann ausschließlich mit der Beförderung von Tannen in die Täler beschäftigt. Die Jahrhunderte huschen spurlos über die Berge dahin. Die Wälder bemerken nicht einmal, daß sie von den Menschen mit Äxten gelichtet werden. Der lange Wagen quietscht. Die Bäume stürzen, die Holzfäller sterben. Doch stets wachsen neue Bäume und neue Menschen, die die Bäume fällen.

Wenn du das Poppertal aufwärts wanderst, stets an dem Fluß, aber aufwärts, dann kannst du auf den verschlungenen Serpentina der Landstraßen zahllose Wagen mit Holz beladen treffen. Die Schellen der Pferde hört man in den Wegkurven schon von weitem. Die Landstraße ist schmal. In den Bergen dunkelt es früh. In weiten Fernen, im tiefen Tal, blinkt das Licht in einem Hause des kleinen Taldörfchens. Vielleicht erwartet die Familie den Vater, der in die Berge ging, um Holz zu fällen. Die Schellen der Pferde kommen langsam näher, die Räder quietschen laut, trotzdem sie auf den Bergwegen die Wagenschmiere

in Mengen verschlingen. Zuweilen ziehen die Tannenwagen selbst im Mondschein langsam ihres Weges. Die Baumstämme liegen ruhig auf den Rädern aufgebahrt. Sie haben ihr Leben dort oben in den Bergen beendet, wo sie tausend kalten Winden, mordlustigen Stürmen Aug ins Auge blickten, wo sie im unheildrohenden Schatten der Wolken, im gespenstischen Sausen der Blitze, in der Todesstarre der langen Winter und im Bächerrauschen des Frühlings standen.

Der Baum der Ruthenen ist die Tanne. Dieser schlanke, schöne, aufrechte Baum bedeckt ihren Boden. In den Tälern wandelt er in Kinderschuhen, er grünt in der Gestalt von Sträuchern, Büschen und Zwergtannen, oben aber in den Bergen lebt der Tannenriese das stürmische, düstere und einsame Leben der Helden. Die Wälder überschatten mit ihrem dunkelgrünen Rock, ihren kalten, spitzen Nadeln, ihren trockenen Reisern, ihrer Dichte ohne Vogelsang und ihrem undurchdringlichen Dunkel die ganze Bergkette der Karpaten. Die Tanne wächst auf Stein und Fels, ihre Wurzeln greifen tief und weit, um der mit dem Wind kämpfenden Krone Nahrung zu schaffen; dieser menschen scheue Einsiedler der Berge zieht möglichst weit von den menschenbewohnten Landschaften, wir kennen sein Leben kaum, doch im Tod ist uns seine rasch verglimmende Flamme, die rote Wärme, sein loderndes Feuer allen wohlbekannt. Dieser Baum liebt das Feuer so stürmisch, wie die Jungfrau die Liebe. Unter seiner Reinheit, Kühle und Einsamkeit schwelte eine gefährliche Leidenschaft: die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Feuer. Als ob im Tannenbaum, der den Schnee, die Totendecke des Winters, am längsten duldet und den eisstarrten Mantel der kalten Jahreszeit am längsten trägt, a's ob in diesem Tannenbaum ein leidenschaftliches Herz schlagen würde, das kaum erwarten kann, in den Armen der im ganzen Leben vermißten Wärme vergehen zu können. Oft saß ich vor meinem Kamin, in dem die Tannenscheite sich um die Wette, stürmisch verzehren ließen. Und ich dachte über die Feueranbetung der kalten Geschöpfe nach. Sie nähren so große Flammen, wie die Herzen der Armen, wenn sie einmal von der Wärme des Lebens beschienen werden.

Wo das von den Ruthenen bewohnte Gebiet liegt, beschützen den knochigen und felsigen Rücken der Berge überall Tannen. Zwischen ihnen schlängelt sich die Landstraße, sie wagen sich bis an die Ränder der Dörfer vor und bewahren in ihren dunklen Urwäldern den Boden, die von Jahr zu Jahr aufeinander fallenden Samen, Reiser und Nadeln in samtener Weichheit. In der Klosterstille, die im Walde herrscht, widerhallt der Klang der Axt in weiten Fernen. Dann scheint der ganze Wald zu lauschen, wie die Holzfäller ihre Arbeit am Waldrand beginnen, und die großen Bäume stürzen ohne Klage zur Erde, deren Berührung ihnen bis dahin unbekannt war.

Hier, im nördlichsten Teil des ruthenischen Gebietes (wo die Popper die Zips verläßt), ziehen sich die tiefen Wälder hin, die dichter sind als der Bakony, edler als die Bäume der Schweiz und reicher als die kahlen Bergketten des Kaukasus. So hoch hier auch die Berge sind, werden sie doch von der Tanne erobert. Diese grüne Armee rankt sich an den unüberwindlichen Bergketten empor. Sie erwartet während des achtmonatigen Winters den kurzen Sommer geduldig. Mit kindlicher Freude wirft sie den Ton der Schellen der Fuhrleute zurück, trotzdem diese aus den Tälern heraufsteigen, um sie zu vernichten. Friedlich schwebt über den Tannenwäldern der Ton der Glocke der kleinen Dörflein. Die Tanne ist ebenso sanft, wie die Menschen, die in dieser Landschaft leben.

Ein berühmter Fluß an der Nordgrenze des Ländchens des Ruthenen ist die Popper, die ungefähr in der Hohen Tatra entspringt und hier die herrliche Schwungkraft erhält, die ihr ermöglicht, bis ans Ende ihrer Laufbahn — weit hinter den Grenzen der Zips — stets aufwärts, stets gegen Norden zu fließen. Sie durchschneidet Berge, Städte, Wassermühlen, eilt ununterbrochen und umarmt die Landesgrenze, als ob sie auf die Stirn ihrer lieben Zips einen Abschiedskuß drücken wollte.

Dieser Fluß hat so viel zu erzählen, daß er damit nicht einmal bis zur Landesgrenze fertig wird. Er fließt im Schatten alter Klöster, in denen einst bärtige Mönche, bewaffnete fratres iihren Lehensherren, den polnischen Fürsten dienten. Er schlängelt sich durch liebliche, bunte Kleinstädte voll Märchenstimmung, in denen die Dächer der Häuser rot und die Augen der Mädchen blau sind. In den Bergen hört er dem eintönigen Gesang der Schäfer zu. Er läuft durch ein glückliches Ländchen, in dem alte Hexen, flachshaarige Mädchen und fromme Frauen ihre Kleider unter den Brücken waschen, wo der Heilige Johann von Nepomuk im blauen Hut am Ende der Städte wacht, wo jeder sich bekreuzigt, wenn der Klang der Glocken ertönt, wo die Toten nie mehr aus den Friedhöfen wiederkehren, weil ihr Gewissen von keiner Sünde beschwert wird. Neben Tanzschulen, Glockentürmen, Hütten und Friedhöfen bahnt sich der Popperfluß seinen Weg durch die Berge. Er ist ein munterer Wandergeselle, der gerne bei jeder Schenke, bei jedem Bauernhaus verweilt, aus dem die schwermütigen Töne der Volkslieder erklingen. Er geleitet auf ihrem Wege die Tausendkünstler mit ihren Federhüten, die Barentänzer, Pflaumenhändler und Markgänger, die aus Polen kommen und die Münzen des einstigen Königtums in ihren Ranzen bergen. Wenn aber die Popper erst anfängt, von der Geschichte zu erzählen, dann hat sie soviel über den tschechischen Räuber Giskra und über die schmucken Kurutzen des Franz Rákóczi zu sagen, daß man nie müde wird zuzuhören. An ihren Ufern herrschten abwechselnd polnische Fürsten und ungarische Könige. Jede Stadt, jedes Dorf, jede Burgruine blickt weit zurück in die Tiefen der Geschichte. In den sanften Rohrdickichten singt das Volk seine slawischen Melodien. Die Landschaftsbilder der Hochebene sehen aus, als ob sie aus Rußland geschnitten wären. Aus den kindlichen Augen des Volkes strahlt nazarische Milde. Wenn die Popper das Land schließlich verläßt, dann scheidet sie von guten Menschen.

Im Land der Ruthenen liegen drei größere Städte: Munkács, Ungvár und Máramarossziget. Der Rest besteht aus Dörfern, in denen das gutmütige ruthenische Volk sein Leben in frommer Schlichtheit führt.

Die Dörfer gleichen einander aufs Haar, ebenso wie in Rußland. Die Häuser sind aus Holz gebaut, mit Stroh bedeckt, das einzige größere Gebäude gehört dem Schankwirt. Biblische Armut und Zufriedenheit herrschen in den ruthenischen Dörfern. Die Einförmigkeit des Lebens wird nur von den großen kirchlichen Feiertagen unterbrochen. Der Ruthene ist strenggläubig. Er hängt getreu an seiner griechisch-katholischen Religion. Seine Geistlichen und Lehrer sind ebenso schlichte Menschen wie er selbst. Der Pope schreitet hinter dem Pflug, der Lehrer bindet seine Kuh über Nacht im Schulgebäude an und schläft mit ihr. Die Helden der einfachen Kultur sind hier die Seelenhirten und die Schulmeister. Der größte Erfolg, den sie erreichen können, ist die Unterweisung des Volkes im Lesen und Schreiben. Dem jahrhundertealten Aberglauben, den Sitten und der Kindlichkeit der Bergvölker kann dieses Volk durch keinerlei Beredtheit

abspenstig gemacht werden. Auch dem Wirtshaus kann es nicht entsagen. Die froststarrenden Winter, die bis ins Mark schneidende Kälte und die Eintönigkeit des Alltags nähren in diesem Volk ganz selbstverständlich die Sehnsucht nach dem Rausch, der Wärme und dem Vergessen des Alkohols. Den weisen Predigten der Antialkoholiker gebührt höchste Hochachtung, doch ist auch das ruthenische Volk im Recht, wenn es den Alkohol nicht aufgeben will. Gebt diesem Volk eine andere Heimat, in der es sein Leben auch ohne blutigen Schweiß und ohne bis zum äußersten angespannte körperliche Arbeit sichern kann. Gebt ihm an Stelle der kahlen, grausamen Berge reiche und fruchtbare Ebenen. Gebt ihm Essen, das den Schnaps ersetzt. Gebt ihm Kultur, Geistliche, Lehrer, Führer, die dem Volk mit gutem Beispiel vorangehen und die das Leben, das sie in die schwermütige Welt der Karpaten verbannt hat, nicht als unverdiente Strafe ansehen. Gebt ihm einen kürzeren Winter, der nicht mit der Zähigkeit eines Ungeheuers, mit unwegsamen Landstraßen, mit steinhafter Kälte und mit einer Starre, die alles Leben unterbindet, jährlich über die Hälfte des Lebens der Ruthenen raubt. Die kleinen Hütten mit ihren zugeklebten Fenstern, selten geöffneten Türen, mit ihrer verzweifelt behüteten Wärme, den langen Abenden und allmählichem Dämmern, ihrem Gefängnisleben stehen im Schneesturm der Karpaten als äußerste Wachposten der Menschheit. Der Nordwind mag wohl weiter im Norden noch grausamer, die Kälte noch mörderischer, das Klima noch rauher sein; in Ungarn müssen dem sibirischen Winter doch die armen Ruthenen trotzen — in schlechten Jahren selbst sieben Monate lang, — bis sie wieder aus ihren kleinen Häuschen hervorkommen können, in denen sie mit ihrem Vieh und ihren Kindern die gespenstische Winterzeit durchlitten haben. Nordische Schriftsteller, wie die gute Beobachterin Selma Lagerlöf oder Jakobsen schreiben über den Winter, über unglückliche Menschen, die sich in der Erde verborgen und gleich »Siebenschläfern« das Dahinschwinden der Tage nicht bemerken. Unser ruthenisches Volk besitzt keine weltberühmten Dichter, die der glücklichen Menschheit erzählen könnten, was die Einwohner des nordöstlichen Ungarn zu erleiden haben. Man muß sich diese kleinen Dörfer ansehen, mit ihren Scheuern, ihrer in der Erde verborgenen Unscheinbarkeit, ihrer urzeitlichen Furcht, ihrer vorwurfslosen Ergebenheit, Frömmigkeit und Güte, wenn die Winterstürme in den Karpaten zu heulen beginnen! Manchmal bringt schon der Oktober den Schnee, in anderen Jahren sind die Bergbäche selbst im April noch voll Schneewasser. Der Schneefall bricht über diese Landschaft so heftig herein, daß der Kutscher seinen tollkühnen Fahrgast betend fährt; man sieht kaum zwei Schritte weit, die Wege verschwinden, Dörfer versinken im Schnee, nur auf den Wegkreuzen sieht man zuweilen schwarze Raben sitzen; Leben, Gedanken, Ehrgeiz und Ideale werden vernichtet. Infolge einer ungerechten Strafe des Schicksals wird das beste Volk des ungarischen Nordostens aller Lebensfreude, Menschlichkeit, Bildung und der Gaben des Geistes beraubt. Hier werden Traumbücher und Volkskalender gelesen. Die russische Melancholie, deren Kind Puschkin war, ist diesem Volk nah verwandt. Was sollte denn dieses Volk beginnen, wenn es nicht mit Hilfe des das Leben verschleiernnden Alkohols neue Hoffnungen, bunte Zukunftspläne, schöne Frühlingsstimmungen in sich erwecken könnte? Tote wohnen hier zur rauhen Winterszeit, während der Musiker des Winters hinter den Bergrücken seine schrillsten Töne erklingen läßt. Im weißen Wirbel des Schneefalls das Auge erblindet, der Herzschlag tief verstummt und das bunte Vögelin der Seele in seiner kleinen Zelle selbst die Flügel

zu bewegen vergißt; Ruhe und Stille herrschen allein, von Dachtraufen stürzen Schneemassen mit lautem Krachen herab, die Eiszapfen klirren, der Wacht hund bellt heiser, die Kuh brüllt nicht, da sie Familienmitglied wurde und rund eine Million Menschen legen sich im Weihrauchdämmer des Traumes zum Schlafen!

Gebt dem ungarländischen Ruthenen an Stelle der jährlichen 250 Fasttage ebenso viele Eßtage, an denen er wenigstens seine gewohnte Nahrung, Maisbrot, dürftige Kartoffeln und magere Bohnen so reichlich zu sich nehmen kann, daß sein Körper die augenblickliche Kraft, die ihm der Alkohol verleiht, und die ihm teuer zu stehen kommt, entbehren kann.

Der Ruthene wird in seinem ganzen Leben eigentlich nur zweimal satt. Das erstemal, wenn er heiratet. Mancherorts dauert die Hochzeitsfeier eine ganze Woche. Zum zweitenmal ißt er sich beim Leichenschmaus satt, der zu Ehren des verstorbenen Ehepartners gehalten wird. Das Begräbnis ist eine fast ebenso große Feier wie die Hochzeit. Dabei mißgönnt der Ruthene den gedeckten Tisch weder sich selbst, noch seiner Familie, noch dem ganzen Dorf. Auf ein ganzes Jahr wird fast alles aufgeessen. Eierspeise (mit Speck), aufgekochte süße Milch, Haluschken, gefüllter Hühnerbraten, gefülltes Kraut, gekochte Mehlspeisen und Pilze bilden die einzelnen Gänge. Literweise wird der mit Honig gesüßte Schnaps getrunken, bis alle Gäste betrunken sind. Auf den glücklichen Rausch des Essens und Trinkens folgt die harte Fastenzeit, die vom Ruthenen ohne Klage ertragen wird. Er vermehrt noch die Zahl der strengen Fasttage seiner umständlichen griechisch-katholischen Kirche. Er fastet im Herbst, wenn der erste Schnee fällt und die Feldarbeit beendet ist. Die herrlichen Herbsttage der Karpaten, die dem Reisenden die schönste Landschaft Ungarns erschließen — die stummen, vergilbten Wälder, die roten Berghänge, die lebenden Modelle der weltberühmten Herbstlandschaften von Mednyánszky, bedeuten für den Eingeborenen den Beginn des herbstlichen Fastens. In den kleinen Dörfern, die sich in den tief ausgewaschenen Tälern an die Berge schmiegen, bestimmen die Ältesten den Beginn der Fasttage:

— Der Storch hat da: Mittagessen mitgenommen.

Mit dem Verklingen des Vogelgesanges, dem weitschallenden Klappern der Wassermühlen, den länger werdenden Schatten, dem kürzeren Besuch der Sonne, kurz, mit dem Beginn der nahenden, traurigen, langen winterlichen Dunkelheit beginnt der Ruthene wieder zu fasten, als ob er dem früh entschwendenen, glücklichen Sommer nachtrauern wollte. Von da an wird in dem Ländchen der Ruthenen nur zweimal täglich gegessen: vormittag und nachmittag. Die rauhe Jahreszeit stellt sich ein, die Wege werden von dem auf den Flügeln des Sturmes herbeigetragenen Schnee bald unfahrbar gemacht; der Ruthene verschlüpft sich mit seiner Familie und dem Vieh in seiner Hütte und hört im Halbschlaf den Glockenton des Postschlittens. Welch schwermütiges, unmenschliches Leben zur Winterszeit in den ruthenischen Dörfern herrscht, darüber kann sich der Fremde nur einen Begriff machen, wenn er bereits unterwegs in einem solchen dürftigen Dörfchen im Schneetreiben stecken geblieben ist! Der menschliche und tierische Dünger wird unmittelbar vor der Tür des Wohnhauses aufbewahrt, da er die Wärme ebenso hält wie die verklebten Fenster. Bei Tag ist kaum jemand im Freien, auf der Straße oder in der Schenke zu erblicken. Die Dorfbewölkerung verkriecht sich in den unter der Dachtraufe rauchenden Häuschen und wendet sich ihren Träumen und ihrem Aberglauben zu. Bücher und Zeitungen kennt

man natürlich nicht einmal vom Hörensagen. Die Frauen und Mädchen spinnen und weben am Nachmittag. Die jungen Frauen kommen in dem über den Dächern brausenden Sturme in diesem oder jenem bevorzugten Haus zusammen, erzählen einander Märchen und spinnen und weben ihr einfaches Kleid, das Hemd. Erschienen ein Fremder plötzlich in der Tür, so würden sie diesen ohne weiteres für den Teufel halten. Dabei sind die ruthenischen Frauen in ihrer Jugend so frisch und duftend wie Feldblumen. Ihr blondes Haar, ihre flachsfarbenen Augen und ihre Zartheit bezaubern den Reisenden. Mir fiel stets, wenn ich auf meinen Reisen am Waldrand oder am Ufer eines Baches junge ruthenische Frauen traf, das bescheidene kleine Vergißmeinnicht ein. Diese Frühlingsblumen des Volkes halten indessen die rauhe Lebensart und das zehrende Fasten nicht lange aus. Die sauren Rüben und das Kraut, das die Familie im Winter aus einem gemeinsamen Faß ohne Löffel verzehrt, ist eine zu magere Nahrung zur Aufrechterhaltung der Lebenskraft. Der Ruthene behauptet, er hätte im Winter sowieso keine Körperkraft notwendig und nimmt daher nur das Notwendigste zu sich, gleich dem kleinen Käfer, der den Winter in erstarrter Unbeweglichkeit verbringt. Nicht selten kann man junge ruthenische Männer und Mädchen treffen, die noch nie in ihrem Leben Fleisch gegessen haben, dagegen aber nach dem Begräbnis ihres Vaters bereits vom Schnaps betrunken waren.

Zum Wohl dieses stillen, milden Volkes müssen die von der Kirche vorgeschriebenen und freiwillig übernommenen Fasttage geregelt werden. Man muß es unterrichten, wie es essen, sich nähren und Kraft und Frohsinn nicht nur dem Alkohol verdanken soll. Man muß ihm die Freude an Büchern, am Lesen beibringen, an der Vielfarbigkeit des Lebens, am schnapsfreien Teil des menschlichen Glückes. Man muß es gehen lehren wie ein Kind, und wie es reden, fühlen, sich freuen, lächeln soll, auf daß die Runzeln des Alters vom Antlitz dieses Volkes verschwinden, die Falten, die bereits im Mundwinkel der Kinder schwermütig erscheinen, die jungen Frauen verwelken lassen und die noch lebenskräftigen Männer zu frühem Altern verurteilen. Man muß dieses Volk vor dem freiwilligen Fasten retten, vor dem furchtbaren Hunger, damit seine Jugend nicht nach ein-zwei Jahren dahinwelke. Im Vorjahr wusch noch eine frische, duftende Jungfrau im Bach. In diesem starrt eine hagere Greisin aus glanzlosen Augen auf den Wagen des Reisenden. Die Friedhöfe sind voll von Gräbern, in denen lebenskräftige Menschen bestattet wurden, in den Winkeln der Stuben suchen früh gealterte Greise die schwache Wärme, die Frauen sind kaum imstande, ihre Kinder zu säugen. Man muß diesem Volk das Leben geben, bevor wir es vom Schnaps entwöhnen wollen. Wenn wir dem Ruthenen den Alkohol gleich, ohne Übergang, entziehen, stirbt der ganze Stamm binnen kurzem aus.

*

Ich habe diese Landschaft in Sonnenschein und Schneestürmen viel bereist. Ich freute mich über die Strohdächer der Scheunen am Dorfrand, der erste Hund, der meinen Wagen oder Schlitten anbellte, sprach mit menschlicher Stimme zu mir, und manches dachte ich mir über das Fenster, das ich mit Sägespänen und Kot verklebt auf vielen Häuschen sah, über die stummen Höfe, in deren Schnee der Hauswirt einen einsamen Steig getreten hat. Die kleinen Dörfchen zogen sich in endloser Reihe an meinem Weg dahin und waren alle unveränderte, einander völlig gleichende Bilder des menschlichen Elends und der ewigen Armut.

Wer hier einen Menschen vom anderen unterscheiden kann, muß die Landschaft recht genau kennen. Ihre Kleidung ist in ganzen Komitaten dieselbe. In abgetragenen Röcken aus trübgrauem Halina-Stoff, in Leinenschuhen oder barfuß trifft man sie auf der Landstraße. Die Männer gehen glattrasiert und stutzen ihre Schnurrbärte kurz, da sie nicht gerne Bärte tragen, ungleich ihren Verwandten, den Großrussen, die sie «Ziegenböcke» nennen. Ihre breiten, dicken, speckigen Hüte sind unverwüsthch und werden von einer Generation auf die andere vererbt. Selbst ihre winterliche Kopfbedeckung aus Schafleder tauschen sie nur selten um. In ihren grauen oder schwarzen Röcken, von breiten Gürteln zusammengehalten, eine Ledertasche an der Seite, leben sie hier seit Jahrhunderten und scheinen sich überhaupt nicht verändert zu haben. Niemand merkt, daß der frühere Mann aus dem Rock in den Friedhof gewandert ist und daß ein neuer Mann mit der mit Kupfnägeln und Knöpfen beschlagenen Tasche stolz einhergeht. Vielleicht ist selbst ihr Name der gleiche geblieben. Die stets in Bereitschaft stehende Armee der Armut, Seelen, die bereits lebenden Leibes zum stets gleichförmigen, unwandelbaren Sein verdammt sind, Menschen, mit denen nichts geschieht, ebenso wenig wie mit ihren Vätern; sie leben, ohne daß man merkt, daß ihr Leben vorbeigegangen ist, die fasten, sich betrinken, Weihnachten und Hochzeit feiern, dann hinaus auf den Friedhof gehen. Es sind auch heute die gleichen wie vor hundert Jahren. Dort drängen sie sich an den Bahnhöfen der Grenze, das lange Haar nach hinten gekämmt, bloßen Hauptes stehen sie vor dem Herrn, dem Stuhlrichter, mit der ewigen Demut, der grauen Entsagung, dem glanzlosen Leben in ihrem Antlitz. Sie wandern langsam auf ihren krummen, gewundenen Landstraßen, als ob sie nie an irgend etwas denken würden; ziellos durchstreifen sie ihre Berge, fliehen aus den Städten und selbst ihre Dörfer verlassen sie gleich, wenn das strenge Wetter nachläßt. Sie leben draußen auf den Almten, Berg tücken und Wiesen in der Nähe von Adlerhorsten, wie wilde Vögel. Die Familie geht selten auseinander. Kinder, Greise, Frauen und Vieh bleiben möglichst beisammen, solange sie leben. Jede Familie ist ein Körper und eine Seele. Wenn jemand von ihnen stirbt, beweinen sie ihn, betrinken sich angesichts und fast unter Beteiligung des Leichnahms, dann vergessen sie ihn rasch.

Einmal, auf meinen Wanderungen an der Grenze gelangte ich in ein Dorf, wo mich der Pope (mein alter Bekannter) in ein Haus führte, in das er zu einem Leichenschmaus geladen war.

Der Tote, dessen Leichenschmaus vorbereitet wurde, lebte noch, sein Bett war aber bereits unter den Mittelbalken geschoben, er hielt eine brennende Kerze in der Hand, der Kantor legte das Evangelienbuch auf seine Stirn und das Buch öffnete sich auf einer Seite, auf der es kaum rote Buchstaben gab. Jedes Zeichen deutete darauf, daß der Kranke bald sterben müsse.

Der Kranke war ein alter Mann. Er hielt die Kerze gleichmütig in der Hand, da er ja die letzte Ölung bereits am Nachmittag erhalten hatte. Vielleicht fiel es ihm gar nicht ein, bis zum Morgen zu leben und an seinem eigenen Leichenschmaus teilzunehmen, den die Familie schon eifrig vorbereitete. Der Tisch wurde mit einem Leinentuch bedeckt, da der Platz des Toten auf der Truhe war. Dem Popen, Kantor und Glöckner wurden Schnaps und Brot vorgelegt. Indessen berührte die ersehnten Speisen niemand, da der Alte die Kerze immer noch hielt. Die Zeit verging langsam. Der Kantor versuchte zum Zeitvertreib das Evangelienbuch auf der kahlen Stirn des alten Mannes. Er hob die Schultern zum Zeichen seiner Unschuld. Das Buch öffnete sich stets auf derselben Seite, auf

der wenige rote Buchstaben standen. Der Glöckner verlegte sein Körpergewicht von einem Fuß auf den anderen wie ein Wachposten, der sich langweilt. Der Pope setzte sich auf den Stuhl und trommelte mit den Fingern leise auf dem Tisch.

— Väterchen, fürchtest du den Tod nicht? — fragte ich.

Der alte Mann starrte unverwandt auf die brennende Kerze, als ob er berechnen wollte, wie lange sie noch dauern wird. Dann schüttelte er wortlos den Kopf.

Seine Familie war im Zimmer geschäftig. Eine alte Frau, ein junges Mädchen und ein gleichgültiger Knabe waren seine Angehörigen. Zuweilen betasteten sie die Hand des Alten, um zu erfahren, ob sie mit dem Weinen bereits beginnen können. Draußen im Winterabend klangen Schritte im Schnee, man hörte das Flüstern der Nachbarn, die die Psalmen singen werden. Wurde das Gespräch draußen lauter, so öffnete der Glöckner als Amtsperson die Tür und spuckte hinaus.

Das Väterchen aber betrachtete die in seinen Händen brennende Kerze unverwandt mit starren Augen. Er beachtete nichts mehr, was um ihn herum geschah. Wohl sah er auch nichts anderes, als das rote Zünglein. Sein Gesicht verwandelte sich fast in Augenblicken. Der Kopf wurde immer kleiner. Schließlich wurde er so klein wie zur Zeit, als er noch unter dem Herzen der Mutter lebte. Das Leben ging auf seinem Antlitz rückwärts. Vielleicht spielte sich alles, was mit ihm geschehen war, noch einmal vor seinen Augen ab, flüchtig, wie das Bild eines Wandervogels über den dämmernden Abendhimmel dahinzieht. Die Kerze begann zu flackern. Sie wankte, neigte sich, richtete sich plötzlich empor, und senkte sich schließlich. Es war das Leben, das nun von den grünen Wäldern der Jugend und den welken Feldern des Alters Abschied nahm. Von Bildern, Gesichtern, Wärme, Umarmungen, den im Leben verbleibenden Worten und weiter klingenden Stimmen des Lebens entfloh ein kleiner Hauch. Die Kerze schlug laut auf der Erde auf, das Haupt des alten Mannes fiel nach hinten und in der Stube wurde es um eine Seele dunkler.

Die Familie machte sich daran, den Alten aus dem Bett auf die Truhe zu schleppen. Ich verließ das Haus. Es war eine Januarnacht, klar, windstill und sternenhell; eine Seltenheit hier in den Karpaten. Die Sterne schienen am Himmelszelt angefroren zu sein. In solchen kalten Nächten sehnt sich niemand nach den Sternen. Der Bergbach summt beim Mühlendamm wie kochendes Wasser. In dieser Nacht ist vielleicht der Wasserfall zu Eis erstarrt, den ins Joch zu zwingen dem Winter bisher nicht gelungen war. Die Berge und die im Schnee funkelnden Wälder waren tot. Die Täler waren so tief, daß man nicht bis zu ihrer Sohle sehen konnte. Die große Nacht stand über der Welt, als ob es nie mehr eine Auferstehung geben würde. Der Blechchristus am Ausgang des Dorfes breitete seine Arme verlassen aus. Die Landstraße war menschenleer und führte in unabsehbare Fernen. Es war eine Nacht des Todes. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn ich am Fußweg zu Eis erstarrte, in Laken gehüllte Gespenster getroffen hätte.

GESTUTZTE BÄUME

JOSEF ERDÉLYI

*Wie gut hats doch der Baum, der winters
gestutzt wird, wenn die Sonn scheint lind,
wenn er noch traumversunken ist
noch starr und taub und blind.*

*Ihn schneiden Messer, Säge, Axt:
er fühlt's nicht, weil sein Saft nicht rinnt;
sein Wundmal gleicht dem Auge, das
im Traume lacht gelind.*

*Verwelkt wird nicht sein Blütenzweig,
es gilbt nicht vorzeitig sein Blatt. —
Wie gut hats doch der Baum, den so
der Mensch entwurzelt hat.*

*Wie gut hats doch der Baum . . . Als mich
die Säge schnitt, mir wars bewußt!
Gottlose Welt! Wie schade ists
um meine Blüten-Lust!*

*Schad ists um meine Blüten-Lust,
schad, daß sie nimmer grünen kann!
Warum riß aus der Wiege mich
nicht gleich der Sensenmann?! . . .*

Übersetzt von Gyula Garzuly

IM SONNENSCHHEIN

JOSEF BERDA

*Das braucht das Blut, das Herz, die Leber
Und auch die Lunge! Dich, so wie ein freier Heide,
Nackt, wie die Mutter uns zur Welt gebracht,
Hin in die zuckerreifmachende Sonne schön zu legen
Und dich solange auf dem Bergesdach zu braten,
Bis deine feine, heikle Haut sich kupferfarben
Und braun wie Schokolade röstet. — Ja, nur dieses,
Nur dieses brauchst du, Faulpelz! Laß doch
Die Sonne, die betrunkene, den schlaffen Körper
Dir küssen, alle die Gedanken deines hartnäckigen Kopfes
Elektrisieren, daß du stets der allernackteste
Sprößling des Lichtes könnest sein, aus dem
Nichts anderes ausstrahlen kann, als nur
Der heilenden Urhelle Wärme.*

Übersetzt von Friedrich Lám

DAS BETT

JOSEF BERDA

*Mein einz'ger Schatz, mein süsser Himmelstrost bist du
Nunmehr geworden, du, mein liebes, altes Bett,
Geruhsam weiches Bett! Ich schlaf' in deinem Schoß
Wie der besoffne Schnarcher, der schon nicht mehr weiß,
Ob noch die Welt besteht. — In dir kam ich zur Welt
Mit einem lauten Gellen, und in dir streckt aus man mir
Einst meine Leiche, wenn die Zeit herannaht, daß
Ich dich verlassen muß samt Duchent, weichem Pfühl,
Daß ich vergesse, wie mit mir so saugrob war
Des Tages Fron.*

Übersetzt von Friedrich Lám

BÜCHERSCHAU

FINNISCH-UNGARISCHE BEZIEHUNGEN (*Finn-magyar kapcsolatok*). Von *Desider Gaskó* und *vitéz Iván Nagy*. Ausgabe der Ungarisch-Finnischen Gesellschaft, Budapest, 1943. Bd. I—II. 290 S.

Die beiden Sammelbände der Ungarisch-Finnischen Gesellschaft klären Geschichte und gegenwärtigen Stand der ungarisch-finnischen Beziehungen auf Grund zuverlässiger Angaben, und umfassen sämtliche Teilfragen. Der erste Band mit dem Geleitwort des kgl. ung. Propagandaministers Stefan Antal behandelt die ungarisch-finnischen Beziehungen in Gesellschaft, Kultur, Politik, Studentenaustausch, Sport, Kameradschaft, Diplomatie, Frauenbewegung, Zeitungswesen, Wissenschaft sowie anderen Teilgebieten, und enthält im Anhang ein Lexikon der ungarfreundlichen Persönlichkeiten des finnischen öffentlichen Lebens. Bd. II mit dem Geleitwort des Sektionschefs und Universitätsprofessors Andreas Fülei Szántó umfaßt die Geschichte der finnisch-ungarischen Verwandtschaft und kulturellen Beziehungen, den Gedanken der Volksverwandtschaft, die ungarischen Beziehungen der finnischen Lehrbücher, die Beziehungen in Schrifttum, Theaterwesen, kirchlichem Leben u. a. m. Die Beilage enthält den Wortlaut des Gesetzes über das ungarisch-finnische Kulturabkommen, Statuten und Mitgliederverzeichnis der Ungarisch-Finnischen Gesellschaft sowie das Schrifttum über finnisch-ungarische Beziehungen.

ABRISS DER UNGARISCHEN VERFASSUNG. Von *Béla Török*. Ungarische Studien, hg. von dem Wissenschaftlichen Ausschuß der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, Heft 3. Verlagsanstalt Danubia, Budapest-Leipzig-Milano, o. J. 87 S.

»Zweck dieser Arbeit ist, dem ausländischen Leser, der sich mit verfassungsrechtlicher Fachliteratur nicht befaßt, ein Buch in die Hand zu geben, aus dem er den Umriß der Verfassung Ungarns, ihre Vergangenheit, ihre Grundsätze und hauptsächlich den Teil des ungarischen

Rechtssystems kennenlernen kann, der auch heute noch lebendige Wirklichkeit des ungarischen Staatslebens ist.« Mit diesen Worten umreißt Verf. die Aufgabe seiner Arbeit, die sie denn auch in vollem Maße erfüllt. In knapper, aber lichtvoller Darstellung behandelt Verf. zunächst Geschichte und Grundsätze der ungarischen Verfassung, sodann die einzelnen Bestandteile dieser: das Staatsgebiet, die Insignien des ungarischen Staates, Volk und Nation, das Staatsbürgerrecht, das Volksgruppen-Problem, die Staatsidee Stefans des Heiligen, die staatsrechtliche Stellung der Juden, die Lehre von der Ungarischen Heiligen Krone sowie Stellung und Machtbereich des Staatsoberhauptes, der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt. Gewiß wird die Arbeit, die eine längst empfundene Lücke füllt, den Weg zu den deutschen Lesern finden. Jedenfalls empfehlen wir sie als brauchbaren und verläßlichen Wegweiser.

UNGARISCHE EINFLÜSSE AUF DIE VOLKSKULTUR DES RUMÄNIENTUMS IN SIEBENBÜRGEN (*Magyar hatás az erdélyi román népi műveltségére*). Von *Béla Gunda*. Herausgegeben von dem Institut für Volkskunde der kgl. ung. Franz Josef-Universität. Kolozsvár, 1943. 32 S. Mit Abbildungen und einem Auszug in englischer Sprache.

Die neue Arbeit des Professors der Volkskunde an der Universität Kolozsvár, Béla Gunda, der als gediegener Fachmann der vergleichenden Volkskunde Osteuropas und des Balkans auch im Ausland wohlbekannt ist, gliedert sich als Heft 2 in die von ihm herausgegebene Reihe »Volkskundliche Studien aus Siebenbürgen« ein. Sie behandelt zunächst ein beachtenswertes Einfluß- und Austauschproblem der sachlichen Volkskunde, die sich — wie bekannt — den handgreiflichen Einzelheiten zuwendet. Verf. erteilt auf die Frage Antwort, in welchem Maße die ungarische Volkskultur Siebenbürgens auf die siebenbürgisch-rumänische einwirkte, namentlich was das Hauswesen des Landwirtes und die Gebrauchsgegenstände des Alltags

betrifft. Es wäre sehr erwünscht, wenn dieser Studie, die reichlich belegt ist, eine umfangreiche Fachliteratur von mehreren Sprachen heranzieht und vor allem auf unmittelbarer Erfahrung beruht, auch andere folgen würden, da wir ihrer bei der Darstellung der Kulturgüter der Donau- und Balkanvölker dringend bedürfen.

DEUTSCHER TRANSYLVANISMUS. Von *Karl Kurt Klein*. Lyceum-Druckerei, Kolozsvár, 1943, 28 S.

Diese Studie des vorzüglichen Germanisten der Universität Kolozsvár und des Literarhistorikers des Auslandsdeutschums, Karl Kurt Klein, erschien zuerst in dem Februarheft 1943 der »Südost-deutschen Rundschau«, sodann in der in Kolozsvár erscheinenden »Deutschen Zeitung«. Die Studie ist eine Auseinandersetzung mit dem Werk des Herausgebers dieser Zeitschrift, »Siebenbürger Sachsen und Ungarn«, wobei Verf. den Standpunkt der sächsischen Wissenschaft darlegt. Diesen Standpunkt legt Verf. mit einer staunenswerten Belesenheit und offener Ehrlichkeit dar, ein Beispiel dafür, daß auf der Ebene reiner Wissenschaft selbst die heikelsten Probleme in sachlicher, ritterlicher Weise, zum Nutzen beider Parteien behandelt werden können.

NIKOLAUS MISZTÓTFALUSI KIS (*Misztótfalusi Kis Miklós*). Von *Rudolf Szij*. Turul-Verlag, Budapest, 1943. 166 S. Mit Abbildungen.

Das Buch behandelt die bisher größte Gestalt der ungarischen Druckergeschichte, einen gleichsam zum Symbol gewordenen tragischen Helden der ungarischen Kultur. Im letzten Vierteljahrhundert wandte man sich ihm wiederholt zu, wobei man auf seine Wahlverwandtschaft mit den tragischen Kulturträgern des Ungartums im 17. Jahrhundert, mit Johann Apáczai Csere und Albert Szenczi Molnár hinwies. Verf., ein reformierter Prediger, behandelt Leben und Werke des großen Genius, der in Holland lernte und wirkte, von fürstlichen Höfen und von der Kurie mit Bestellungen überhäuft wurde, in seiner Heimat aber unverständlich blieb, mit liebevoller Vertiefung. Der Haupttext des Buches erschien bereits 1937, wurde aber bald vergriffen. Die vorliegende Fassung enthält im Anhang ein Gedicht von Nikolaus Kis, sowie das Klagegedicht von Franz Pápai Páriz über den Tod des großen

Druckers. Die Bilderbeilagen bieten Proben aus den herrlichen Druckwerken von Nikolaus Kis.

SIGMUND MÓRICZ (*Móricz Zsigmond*). Von *Ladislaus Németh*. Turul-Verlag, Budapest, 1943. 108 S. Mit Abbildungen.

Ladislaus Németh, ein Führer der jungen ungarischen Schriftstellergeneration, setzt mit diesem Buch dem großen ungarischen Epiker ein würdiges Denkmal. Das Buch besteht aus drei Teilen: im ersten finden wir die Grabrede, die Verfasser bei der Bestattung von Móricz hielt, im zweiten veröffentlicht er seinen Nachruf, der in deutscher Fassung in unserer Zeitschrift erschien, sowie die Gedenkrede, die er im Budapester Rundfunk über Móricz hielt, im dritten Teil erzählt er schließlich liebevoll eingehend die Geschichte der Freundschaft, die ihn mit dem verstorbenen großen Erzähler verband.

VITÉZ STEFAN VON HORTHY 1904—1942. Herausgegeben von *Michael Erdódi*. Verlag Rajcsányi, o. O., 1943. 24 S. Mit Bildern.

Das Bilderbuch von Michael Erdódi gibt eine Darstellung von Leben und Heldentod des Reichsverweserstellvertreters vitéz Stefan von Horthy; die in vier Sprachen verfaßte Einleitung sowie die Beschriftungen der Bilder werden zur Verbreitung des Bandes gewiß wesentlich beitragen.

GESCHICHTE EINER ENTSENDUNG NACH DEN USA (*Egy amerikai kiküldetés története*). Von *Eugen Pivány*. Ungarischer Nationalverband, Budapest, 1943. 96 S.

Eugen Pivány, Direktor der Geldinstitutszentrale a. D., ein unermüdlicher Sammler ungarischer Druckwerke in englischer Sprache, berichtet in seinem neuen Werk über seine Tätigkeit in den USA nach dem ersten Weltkrieg. Er begab sich dahin im Auftrag der Ungarischen Liga für Gebietsschutz, eröffnete in New York das Ungarische Auskunftsbureau, erweckte den Bund der Ungarn in Amerika zu neuem Leben, und erwirkte, daß er die Beschwerden Ungarns vor dem Auswärtigen Ausschuß des Senats vorbringen durfte. Ein bedeutungsvolles Ergebnis seiner Bemühungen war, daß die USA das Gewaltdiktat von Trianon niemals ratifizierte und mit Ungarn einen Sonderfrieden schloß.

SCHMETTERLINGE UND KARNEVAL. Aus den musikalischen Schriften Robert Schumanns (*Pillangók és karnevál. Robert Schumann zenei írásaiból*). Übersetzt und ausgewählt von *Emmerich Keszi*. Officina-Verlag, Budapest, 1943. 110 S.

Emmerich Keszi bietet in Bd. 39—40 der Officina-Bücherei eine Auswahl aus den Prosaschriften Robert Schumanns, der führenden Gestalt der deutschen musikalischen Romantik. Nach einer knappen und stimmungsvollen Einleitung folgen Teile aus den »Leipziger Bruchstücken«, sodann Bildnisse von Schubert, Beethoven, Berlioz, Chopin, Liszt, Brahms u. a. m., schließlich die »Musikalischen Haus- und Lebensregeln«.

VILLON IN UNGARN (*Villon Magyarországon*). Von *Desider Mészöly*. Rózsavölgyi-Verlag, Bp., o. J. 1943. 96 S.

Seit einigen Jahren herrscht in Ungarn ein wahres Villon-fieber. Lorenz Szabó, Attila József, Stefan Vas und andere Lyriker übersetzten seine Gedichte in kurzem Nacheinander. Mészöly bietet eine Stilanalyse und die Bilanz der neuesten ungarischen Übertragungen. Als Anhang fügt er selbst mehrere eigene Übersetzungen bei. Die gediegene Arbeit beleuchtet das Nachleben Villons in Ungarn auf Grund zuverlässiger Angaben, und ist daher als wichtiges Quellenwerk warm zu empfehlen.

LUFTIMPERIALISMUS (*Légi imperializmus*). Von *Karl Keresztes*. Opus-Verlag, Budapest, 1943. 104 S. Mit Karten.

Der bekannte und verdiente ungarische Theoretiker des Luftverkehrs befaßt sich im ersten Teil seines Buches mit dem Begriff und den Kräften des Luftverkehrs und behandelt sodann die Verkehrslage vor dem zweiten Weltkrieg. Abschließend weist er auf die zentrale Stellung der ungarischen Hauptstadt im Luftverkehr Europas hin. Diesen Themenkreis erörterte Verfasser in deutscher Sprache eingehend in einer Studie, die im Sammelwerk »Ungarn im Donauraum« (Danubia-Verlag, Budapest) erschien.

FRANZ RÁKÓCZI II. (*II. Rákóczi Ferenc*). Von *Anton Balla*. Cserépfalvi-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 464 S. Mit zahlreichen Abbildungen.

Der bekannte Historiker und Publizist Anton Balla stellt in seinem neuesten Werk dem unsterblichen ungarischen Freiheitshelden ein schönes Denkmal.

Gewiß erschienen über Rákóczi in den letzten Jahren mehrere Bücher, die sich indessen alle Teilfragen zuwenden. Die bedeutendsten von diesen sind der stattliche Band von Árpád Markó über Rákóczi als Feldherrn sowie die Biographie von Béla Zolnai, die sich vor allem die Darstellung der seelischen Entwicklung Rákóczis zum Ziel setzt. Die Darstellung von Balla hebt sich von einem breiten weltgeschichtlichen Hintergrund ab, wirkt aber dabei höchst lebendig und zeitgemäß, so daß sie gewiß einen breiten ungarischen Leserkreis finden wird. Dabei ist diese mit liebevoller Vertiefung, Umsicht und in klarem Stil geschriebene Arbeit die bisher vollständigste und gründlichste Biographie Rákóczis, so daß wir sie auch dem Ausländer warm empfehlen können, wenn er sich mit den ungarischen Freiheitsbestrebungen und der größten Gestalt dieser vertraut machen will. Es ist dies der bisher gelungenste Band der Reihe des Cserépfalvi-Verlages »Große Zeiten, große Männer«.

JOSEF II., DER KAISER-REVOLUTIONÄR 1741—1790 (*II. József, a császár-forradalmár 1741—1790*). Von *S. K. Padover*, übersetzt von *Stefan Vas*. Cserépfalvi-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 432 S. Mit Abbildungen.

Das Werk des bekannten amerikanischen Historikers führte in der europäischen Geschichtswissenschaft bereits bei seinem Erscheinen in englischer Sprache zu fruchtbaren Auseinandersetzungen. Sämtliche Urteile stimmten darin überein, daß Verf. das Material der Wiener Archive gründlich kennt und mit ungetrübtem Blick seinem Thema gegenübersteht. In Ungarn erfreute sich Josef II. — so seltsam dies auch klingen mag — stets einer besonderen Wertschätzung. Wohl betrachtet die amtliche Geschichtsschreibung, vor allem die Richtung von Gyula Szekfű Maria Theresia als die bedeutendste Herrschergestalt der Habsburger, wohl erfreut sich in der öffentlichen Meinung auch Franz Josef einer besonderen Achtung, allein die gebildeten Kreise werden immer wieder doch zunächst von der Gestalt Josefs II. angezogen. Erst neuerdings befaßte man sich eingehend mit seiner Balkanpolitik (Vgl. Eugen Horváth: Die Balkanpolitik Josefs II. »Donaueuropa«, Januarheft 1944). Es ist daher nur zu begrüßen, wenn der Cserépfalvi-Verlag das vorzügliche und erfolgreiche Buch Padovers ins Ungarische übersetzen ließ.

INHALT DES MÄRZHEFTES 1944.

GOETHE. Von <i>Alexander Márai</i>	97
EIN UNGARISCHER DICHTER ENTDECKT DIE DEUTSCHE KULTUR. Von <i>Ladislau Cs. Szabó</i>	101
GEFÜGE UND LAGE DER UNGARISCHEN WIRTSCHAFT. Von <i>Ladislau Hantos</i>	111
VERKEHRSPROBLEME DER STADTREGULIERUNG BUDA- PESTS. Von <i>vitéz Koloman Becske</i>	121
NIKOLAUS WESSELÉNYI ÜBER DAS UNGARISCH—DEUTSCHE VERHÄLTNIS VOR HUNDERT JAHREN	125
EINE REISE ZUM ÄRMSTEN VOLK VON EUROPA. Von Gyula <i>Krúdy</i>	130
GESTUTZTE BÄUME. Gedicht von <i>Josef Erdélyi</i> , übersetzt von Gyula Garzuly	139
ZWEI GEDICHTE von <i>Josef Berda</i> , übersetzt von Friedrich Lám..	140
BÜCHERSCHAU	141

MITARBEITER DIESES HEFTES :

Alexander *Márai*, Erzähler und Dramatiker, dessen Werke zum Teil auch in deutscher Sprache zugänglich sind.

Dr. Ladislau *Cs. Szabó*, Direktor des ungarischen Rundfunks, Erzähler und Essayist.

Dr. Ladislau *Hantos*, Leiter des Forschungsdienstes zur Förderung der Landwirtschaft.

vitéz Koloman Becske, Ratsherr der Stadtgemeinde Budapest.

UNSERE DICHTER :

Gyula *Krúdy* (1868—1933), Landschaftserzähler mit romantischem Einschlag.

Josef *Erdélyi*, volksverbundener Lyriker der Nachkriegszeit.

Josef *Berda*, Dichter, Újpest.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

440945. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Strölin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.* : Mozart.
12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.* : Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).
18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das deutsche Studententum).
20. *Von Tasnádi Nagy A.* : A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

UNGARISCHE STÄDTEBILDER

Mit einem Vorwort

von Prof. *Johann Hankiss*

406 Seiten RM 16.50, P 28.—

DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

114 Seiten RM 4.50, P 6.—

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

37 Seiten RM 2.—

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdődi*
Einleitung von *László Cs. Szabó*

118 Seiten RM 13.50, P 18.—

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung

vom kgl. ung. Ministerpräsidenten

Nikolaus von Kállay

158 Seiten RM 6.50, P 9.—

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér
Mályusz*

322 Seiten Hbl. RM 9.80, P 14.—

UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung

von Prof. *Gyula Miskolczy*

254 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARN IM KARPATENBECKEN

Von Prof. *Andreas Rónai*

Im Erscheinen

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben

von Prof. *Béla Pukánszky*

222 Seiten RM 6.50, P 9.—

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

209 Seiten RM 6.50, P 9.—

KOLOZSVÁR — KLAUSENBURG

Herausgegeben von *Ladislav
Makkai* und *Emil Vásárhelyi*

170 Seiten RM 12.—, P 18.—

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—194

Von *Árpád Markó*

410 Seiten RM 17.—, P 24.—

DIE NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rác*

83 Seiten RM 4.50, P 6.—

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

100 Seiten RM 4.50, P 6.—

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO